

# VERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.



## Zu Th. Storms 70. Geburtstage.

Am vierzehnten des schönen Herbstmonates September vollendet Theodor Storm, der Dichter, sein siebenzigstes Lebensjahr. Wenn er an diesem Tage aus seinem stillen Poetenhause in Hademarschen hinaustritt in den Garten, der unter mildem Herbstsonnenlicht noch farbenreiche Pracht aufweist und kräftige Bäume voll reichen Fruchtsegens; wenn er die Blicke weiter umherschweifen läßt über grüne Matten, stille Weiher, dunkle Waldungen, und das Kirchlein auffragen sieht aus kaum gesichtetem Grün, dann wird die umgebende Natur ihn tiefer noch als sonst ergreifen, inniger rühren, froher erheben; denn sie, an die er einst sein Dichterleben hingegeben, spiegelt ihm nun dasselbe wunderbar schön und erquicklich zurück. Auch in seinem Lebensgarten, obgleich Herbsteswinde darüber hingleiten, stehen die Blumen noch in farbiger Schöne, Frucht drängt sich an Frucht, die köstliche Ausbeute eines höchstem Streben geweihten Lebens, und ringsum breitet sich voll kräftigen Gedeihens das teure Vaterland, in dem sein Leben so tief und kräftig gewurzelt, dem er stets die vollste Kraft, das innigste Empfinden entnommen, in dessen Boden er einst — möge der Tag noch ferne sein — beim Klang der Glocken vom Turm des grauen Kirchleins zur ewigen Ruhe wird gebettet werden!

Siebenzig Jahre! Wie viel an Wünschen und Hoffen, an Ringen und Streben umfaßt dieser Zeitraum! Welch ein Maß von treuer Arbeit und schönen Erfolgen! An letzteren ist Storms Maß fast bis zum Rande gefüllt. Und alle Arbeit geschah in der trauten Heimat, auf diesem schmalen, von zwei Meeren umbrandeten Landrücken, an der sturmgepeitschten Seeküste, in dieser armen und doch so herrlichen Natur — und aller Erfolg wurde hier errungen, denn nur hier konnte er von ihm errungen werden. Kaum war je ein Dichter enger und fester mit seinem Heimatlande verbunden, als Storm; seine Muse mußte den Erdgeruch des vaterländischen Bodens, den Anhauch des heimischen Meeres atmen, um sich ihrer Schöpferkraft bewußt zu werden; aber dann strömte auch das Lied, wonnig und selig, aus tiefstem Herzen; dann stiegen Gestalten auf Gestalten in des Dichters Seele empor, ihr lang verschwiegenes Leid ihm

anvertrauend, ihr still empfundenes Glück ihm rühmend, ein zweites Leben von ihm fordernd, von ihm erlangend — im Reich der Poesie!

Das hatte der treffliche Rechtskonsulent Storm in Schleswig sich nicht vermutet, da er am 14. September 1817 sein neugeborenes Söhnchen emporhob, daß seine Lippen die Stirn eines Dichters küßten, daß in seinen Armen derjenige ruhte, der über Schleswig-Holsteins stille weltentlegene Städte, über seine einsamen Gefilde und verlassenem Weiler die lichte Glorie poetischer Herrlichkeit ausbreiten, das nüchterne Leben des wackeren Volkes in die Sphäre der Kunst erheben werde! Doch sollte sich solches erfüllen. Voll Eifers bezog der Knabe, da er in die Lernjahre getreten war, die alte ehrwürdige Gelehrtenschule zu Husum, der „graun Stadt am Meer“, deren ruhmvollster Bürger er zu werden bestimmt war; durcheilte im Fluge die Klassen und stieg allmählich zu den höheren Stufen des Wissens empor, die in die Lehrsäle der Universität überführten. Viel nahm den werdenden Dichter als echte alma mater an ihre Brust, aus tiefen Wissensquellen ihn tränkend und nährend; dann übergab sie ihn an die Hochschule Berlins und hier schloß er nach Jahren das Studium seiner Berufswissenschaft, der Jurisprudenz, löblich mit wohlbestandener Prüfung ab.

Heimwärts zog's ihn nun wieder mit Macht. Schon allzulange hatte er der Heimatluft entbehrt. Nur in Träumen lag oft die stille Heide unterm Mittagssonnenstrahl vor ihm, blühend und duftend in der blauen Sommerluft, rothschimmernd von den Millionen Blüthenköpfchen der Edelheide und schwirrend von süßen Lerchenlaut; nur in Träumen spiegelte sich vor ihm der Abendschein in den feuchten Watten, flog bei grauender

Dämmerung die Möve ans Falf; lagen die Halligen im Meeresnebel wie Geistergebilde da und einsamer Vogelruf klang in das Rauschen der wiederkehrenden Flut. „Dahin! dahin!“ Und fortan wurde er wieder heimisch in der Heimat und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, wenige Jahre des Exils ausgenommen, die der Schmerzenslohn seiner deutschpatriotischen Gesinnung gegenüber dem Dänentum waren.

Was er hier in dem stillen Husum, auf dem Deich am Meer, in der einsamen Heide, in Wald und Flur erlebt, äußerlich wie innerlich, was er gewonnen und begonnen, was er gedichtet und getrachtet — alles lebt unvergänglich in seinen holden, tiefempfundenen Liedern, in seinen wunderbaren Novellen, Dichtungen, die einen verklärenden Glanz ausströmen über Haus und Herd daheim, über Land und See, Flur und Heide, über das Leben der Altvorderen wie der Mitlebenden, und selbst den dünnen Aufzeichnungen der Chroniken volles starkpulsierendes Leben einflößen. Wer kennt sie nicht, die köstlichen Dichtungen; soweit die deutsche Zunge klingt und deutsche Sinnigkeit waltet, gehören Storms Novellen zu den Schätzen des Hauses, ihre Lektüre zu den edelsten Erquickungen im Drange des Lebens, und Alt und Jung, Mann und Frau, Jüngling und Jungfrau danken dem trefflichen Poeten gleich innig Unvergessliches, Schönstes, Bestes.

Und welche Fülle dieser herrlichen Dichtungen breiten sich heute, da wir des Dichters Lebensernte überblicken, vor unsern staunenden Blicken aus: Von „Zimmensee“, der lieblichen Dichtung, die dem Poeten zuerst seines Volkes Herz gewann, bis hinauf zu den neuesten Schöpfungen dieses Jahres — welch ein Reichtum an Gestaltungen, welche Fülle dichterischer Empfindungen, welche Tiefe ernstbewegten Geisteslebens, reifster Lebenserfahrung!

Vierundvierzig Jahre sind vergangen, seit er sein erstes Werk hinausführte ins deutsche Publikum: das im Verein mit dem ihm innig befreundeten Wommenschen Brüderpaar verfaßte „Liederbuch dreier Freunde“; ihm folgte zunächst die

Das Geburtshaus des Dichters.

Die Vaterstadt.

schon erwähnte reizvolle Dichtung „Immenssee“; \* nicht lange nachher das köstliche Buch „Im Sonnenschein“, fast gleichzeitig seine „Gedichte“, ein Bändchen wie ein Schatzkästlein voll dichterischer Perlen und Juwelen!

Dann folgte (1855) „Ein grünes Blatt“, weiter „In der Sommermondnacht“, „Drei Novellen“, „Lenore“, „Zwei Weihnachtsidyllen“ und „Drei Märchen“. Von nun an, fast seit der glorreich errungenen Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, nimmt Storms Muse einen höheren und immer höheren Flug. Wir verzeichnen als bedeutendste Werke seit 1870 „Sommergeschichten und Lieder“, „Zerstreute Kapitel“, „Novellen und Gedichtblätter“, vor allem das gewaltige „Aquis submersus“, sowie die gedankenschweren Erzählungen „Carsten Curator“, „Kenate“, „Die Söhne des Senators“, „Ekenhof“, „Zur Chronik von Griesshaus“ u. dazwischen stellte er mit wäherlichem Poetensinn aus der ungeheuren Fülle deutscher Dichtungen während der letzten hundert Jahre ein außerordentlich wertvolles „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ zusammen; schrieb voll echter Freundesliebe das treffliche Büchlein „Meine Erinnerungen an Eduard Mörike“ und verfaßte, wie man sagt, ein umfassendes Werk, die Darstellung seines Lebens im Spiegel seiner Zeit, — Memoiren, die vielleicht erst nach des Dichters vereinstigtem Tode ans Licht treten werden.

Welche Fülle und Kraft poetischen Schaffens neben ernster, strengforbender Berufsarbeit! Welche köstliche Lebensernte! — Wahrlich, dem Dichter, der sie heute übersehnet, muß das Herz schwellen von Glück- und Dankesempfindung gegen die hohen Mächte, die sein Leben gelenkt und zu so schönen Zielen geführt haben.

Wie süß muß es sein, auszuruhen im Angesicht dieser überreichen Ernte, auszuruhen im gewissen Bewußtsein, für alle Zeit daheim zu sein im Herzen seines Volkes, im Angedenken aller Guten — wahrlich ein schöner Herbsttag ist kaum zu denken! — Möge er ihn voll genießen, der treffliche Poet, den langen, schönen, herzbewegenden Herbst! Und will derselbe endlich zu Rüste gehen, da mag's dem Dichter werden und gelingen wie seinem wackern „Fiedelmann“ im Liede von ehemals:

Wenn Heidelberg' noch oben singt  
Ein Stück zu allerbest:  
Die Umfel schlägt den letzten Ton  
Und steigt von Nest zu Nest;  
Da nehm auch ich zu guter Nacht  
Zur Hand die Geige mein:  
Das ist ein klingend Nachtgebet  
Und steigt zum Himmel ein.

Ludwig Ziemssen.

### Seiner Herrlichkeit zum Trost.

Von Mrs. Forrester. — Autorisierte Übersetzung. (Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Wiß Nelly merkte es bald, daß sie, um Dystons Gunst zu gewinnen, sich nicht so geben konnte wie sie war, und versuchte auf andere Weise ihr Glück. Ihre Zunge, die sonst, wie in jenem Märchen, bei jedem Worte eine Kröte fallen ließ, sollte jetzt nur Perlen und Diamanten herauslassen, und sie war selbst erstaunt über den Erfolg, den ihre kleine Komödie hatte. Dyston war ihr als unnahbar geschildert worden, ihr gegenüber war er der lebenswürdigste Kavalier und zeigte es ihr ganz offen, welchen günstigen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte.

Dyston ahnte nicht, wie er von den übrigen Mitgliefern der Gesellschaft beobachtet wurde, und welche Glossen dieselbe darüber machte, ihn, den Damenfeind, sich so ganz und gar einem jungen Mädchen widmen zu sehen, daß er seine eigene Tischnachbarin darüber vergaß.

Mrs. Beguylas Tischnachbarin flüsterte ihr zu: „Ich bin doch neugierig, ob Dyston sich von dieser koketten Person fangen lassen wird.“

„D.“ erwiderte die junge Frau sanft, „Sie müssen die arme Nelly nicht so hart beurteilen. Das arme Kind! Sie kann ja nichts dafür, daß sie einen solchen Charakter hat! Sie thut mir sehr, sehr leid.“

„Weißt du, warum denn?“ fragte er verwundert. „Nun, sehen Sie,“ und sie sprach noch sanfter, noch zärtlicher von ihr, „es muß doch schrecklich sein, wenn man durchaus heiraten will und es einem nicht gelingt, einen Mann zu kapern. Und die schlechten Menschen sprechen so böse Dinge über sie, daß ich sehr befürchte, es wird sich kein Mann entschließen, sie zu heiraten.“

Ihr Partner schwieg und dachte im stillen, daß wohl kein Feind Miß Nelly so zu schaden vermöchte, als ihre sogenannte Freundin mit aller Sanftmut und Zärtlichkeit es that.

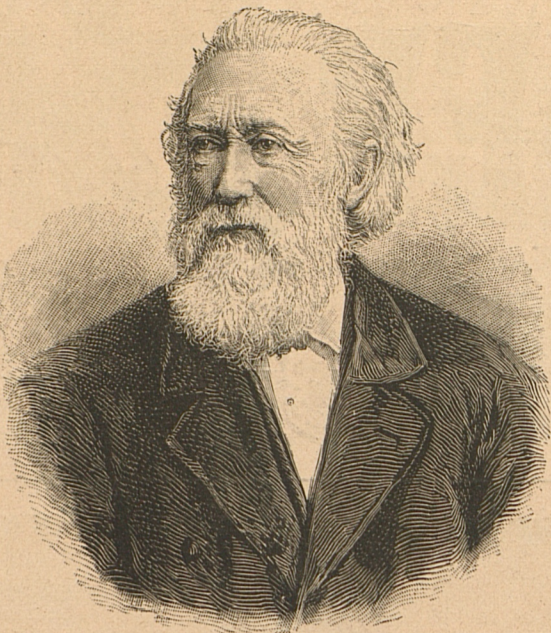
„Nelly,“ flüsterte die Wirtin des Hauses nach Tische ihrer Schwester zu, „ich bin entzückt von dir. Fahre so fort, mein Herz!“

„Meinst du, das ist so leicht?“ antwortete Nelly unfreundlich.

„Bedenke, er hat 20 000 Pfund das Jahr! Ist das nicht schon eine kleine Mühe wert?“

Am Abend fanden sich noch mehr Gäste ein, und man begann zu tanzen. Dyston tanzte viel mit Nelly; sobald er seinen Arm um sie legte, versuchte er sich einzureden, es sei Ellen, mit der er tanze; dann sah er so strahlend aus, daß das Glück, das ihm aus den Augen leuchtete, von niemand

unbeachtet blieb. Aber mit der Zeit fing ihn ihre große Sanftmut und Schüchternheit an zu langweilen, und er sehte sich nach Ellens pikanten neckenden Antworten, nach ihren mutwilligen Augen. Nelly bemerkte mit Besorgnis, daß er kälter zu ihr wurde, dann aufstand und aus ihrer Nähe ging.



F. Storm

„Sie, Dyston,“ sagte der junge Mann, der ihn vor dem Diner gewarnt hatte, „seien Sie auf Ihrer Hut. Ich sehe Sie da heute ganz ungeahnte Eigenschaften eines Don Juan an den Tag legen. Vergessen Sie aber nicht: die Damen hier im Hause sind klüger als wir beide zusammen, und Sie können hereinfallen, ehe Sie noch recht zur Bestimmung kommen.“

Dyston warf ihm einen empörten Blick zu. Aber als er, ehe er sich zur Ruhe begab, an den heutigen

gleich ihm das arme Mädchen eigentlich leid that, denn sie war ja unschuldig an seinem gestrigen Benehmen. Nelly, die bereits eine Kennerin des männlichen Geschlechtes war, wußte, daß Herren oft sehr feurig und beredt beim Diner sind, während sie beim Frühstück nichts zu sagen wissen, sie spielte deshalb gar nicht die Empfindliche, sondern war ebenso freundlich, ebenso sanft wie gestern zu ihm. Dyston dankte Gott, daß die Herren gleich nach dem Frühstück auf die Jagd ritten und fast den ganzen Tag fortbleiben wollten. Er war ein vorzüglicher Jäger und es war seine schwache Seite, sich gern deshalb loben zu hören. Er hatte übrigens einen glücklichen Tag und übertraf die anderen Herren, so geübte Schützen sie waren, in Weisterschüssen.

Als die Herren abends zurückkamen, blieb Dyston noch in seinem Zimmer, um einen Brief zu schreiben. Er kam daher später als die anderen ins Wohnzimmer hinunter; Nelly, die eben an der Thür stand, sagte lächelnd:

„Wie spät Sie kommen! Ich habe Ihnen aber doch eine Tasse warmen Thees verwahrt!“

Was blieb ihm anders übrig, als ebenfalls zu lächeln und ihr an den Theetisch zu folgen? Der Tisch stand isoliert da, er mußte aber aus Höflichkeit mit ihr hier sitzen bleiben, da es zu ungezogen ausgesehen hätte, wenn er gleich, nachdem er den Thee getrunken, aufgestanden und fortgegangen wäre. Während sie ihm den Thee einschenkte, sagte sie:

„Ich hörte schon, wie meisterhaft Sie heute getroffen haben.“ worauf er geschmeichelt lächelte.

Dann nahm sie wieder ihre Socke vor und strickte fleißig. Dyston bemerkte, daß sie nicht so schöne kleine Hände wie Ellen hatte und daß sie Ringe an den Fingern trug. Ihre Zähne waren ebenso weiß und perlengleich wie die Ellens, ihre Nase war entschieden schmaler und gerader, aber eben das etwas aufgeworfene Näschen gab Ellens Gesicht den Ausdruck des Schelmischen und Impertinenten, das Dyston so an ihr gefiel.

Um etwas zu seiner Nachbarin zu sprechen, sagte er: „Welche hübsche Socken! Und unsere Farben, blau und rot! Sind sie schon für jemand bestimmt?“

„Ich stricke die Farben Ihres Regiments,“ erwiderte Nelly, „weil blau und rot am besten zusammenpassen. Bestimmt sind sie für niemand, ich stricke sie für unsern Verein, für die Armen. Sehen Sie, finde sie gut gestrickt?“ und sie rückt ihm etwas näher und hält ihm ihre Arbeit zum Bewundern hin.

„Sie ist doch wirklich ein gutes Mädchen,“ dachte Dyston, „sich so viel Mühe zu machen, nur um eines wohlthätigen Zweckes halber.“

„Würden Sie auch in meinem Auftrage eine Arbeit für Ihren Verein übernehmen?“ fragte er, mit dem Wunsche, ihr eine Freude zu bereiten.

„O, Sie sind zu gütig!“ antwortete sie rasch.

„Ich möchte ein halbes Duzend Strümpfe für den Verein von Ihnen stricken lassen, und will sie so hoch bezahlen, als es nötig ist, nur damit ich auch mein Scherlein zu einem derartigen Zwecke beitragen kann. Wären Ihnen sechs Paar Strümpfe zu viel Arbeit?“

„Nein,“ sagte Nelly lächelnd und dankte ihm für seine Güte, im stillen aber war sie außer sich über seine Dummheit. Dieses Paar Strümpfe, an dem sie jetzt strickte, war seit sechs Monaten ihre einzige Handarbeit. Die Idee war gelungen, sechs Paar Strümpfe von ihr zu verlangen! Und wenn er ihr ein Pfund für das Paar bezahlte, hätte sie sie ihm nicht gearbeitet. Umso mehr, als er ihr wirklich zumutete, das Geld dafür für andere zu geben, ihr, die noch nie jemandem einen Sippence geschenkt hatte, und auch nicht beabsichtigte, großmütigere Gewohnheiten anzunehmen.

Gerade in diesem Augenblicke trat Mrs. Beguyla zu den Weiden heran, sie sah bewundernd auf Nellys Arbeit und sagte im sanftesten Tone, der ihr zu Gebote stand:

„Ein hübscher Strumpf, mein Engel! Er ist wohl für Lord Dyston bestimmt?“

Und Nelly erwiderte heuchlerisch:

„Denken Sie sich, wie liebenswürdig er ist! Er hat sechs Paar bei mir bestellt!“

„Wirklich! Eine solche Güte! Wo findet man einen zweiten so guten Mann!“ entgegnete Mrs. Beguyla, indem sie weiter ging und Dyston in Zweifel darüber ließ, ob sie im Ernst gesprochen oder ihn verpöttelet hatte.

Heute abend war ihm Mrs. Beguyla zur Tischnachbarin bestimmt worden, er saß mit ihr Nelly vis-à-vis und konnte nun noch deutlicher deren Ähnlichkeit mit Ellen bemerken. Es fiel Mrs. Beguyla auf, daß er kein Auge von dem jungen Mädchen ließ und daß er ziemlich verdrießlich ausah, woraus sie schloß, daß er eifersüchtig war. Und sie hatte mit dieser Vermutung nicht ganz fehlgegriffen, denn er ärgerte sich allerdings über die Art, mit der Nellys Tischnachbar sie ansah und zu ihr sprach, und über die Lebhaftigkeit, mit der sie ihm antwortete.

Wenn Mrs. Beguyla die Absicht hatte, einem jungen Mädchen ihren Verehrer abspenstig zu machen, that sie es nicht wie die meisten Frauen in der Art, daß sie ihre Rivalin schlecht machte, sie verstand es, viel feiner dabei zu Werke zu gehen.

„Wie hübsch unsere kleine Nelly heute Abend aussieht,“ sagte sie in so zärtlichem Tone, als spräche sie von der geliebtesten Schwester oder Tochter, „sie ist wirklich ein süßes Geschöpf!“

„Ja,“ antwortete Dyston, und da Nelly im selben Augenblick hell auflachte und ihn dadurch mehr denn sonst an seine geliebte Ellen erinnerte, setzte er mit Wärme hinzu: „Sie ist ein reizendes Mädchen!“

„Wir sind ihr alle zu Dank verpflichtet, ich meine, wir Frauen, daß sie Ihnen eine bessere Meinung über unser Geschlecht beigebracht zu haben scheint. Sagen Sie mir,“ fragt sie, lächelnd wie ein Kind, „ist es nicht unnatürlich, daß ein Mann wie Sie uns arme Frauen so haßt und verabscheut?“



Aus: Th. Storms „Immenssee“. Pracht-Ausgabe. (Leipzig, Amelang.)

Abend zurückdachte, war er eigentlich recht unzufrieden mit sich. So gut ihm das junge Mädchen auch gefallen hatte, sie war doch nicht Ellen, warum war er also so zuvorkommend zu ihr gewesen, hatte vielleicht Hoffnungen in ihr erweckt, und die ganze Gesellschaft zu der Ansicht gebracht, daß er sie verehere! Es war sehr unrecht von ihm gehandelt, sein Herz gehörte der kleinen unartigen Ellen, und niemand konnte sie daraus verdrängen.

Er nahm sich vor, am andern Tage mehr auf sich Dacht zu geben, und sich nicht so gehen zu lassen. Als er zum Frühstück herunterkam, war er daher sehr ärgerlich, den Stuhl neben Nelly leer zu finden und die Weisung zu erhalten, ihn einzunehmen. Er sprach in höflichem, kühlem Tone zu ihr, ob-

\* Von der Dichtung „Immenssee“ veranstaltet soeben, zur Feier von Storms hiesigstem Geburtstag, die um die Pflege deutscher Dichtung und Kunst wohlverdiente C. F. Amelangsche Verlagsbuchhandlung in Leipzig eine reizvolle Prachtausgabe, geziert mit 28 trefflichen Holzschnitten nach Zeichnungen der Künstler W. Gafemann und Professor Edmund Rauboldt, — eine Publikation, würdig des schönsten Tages, den sie mitzu feiern bestimmt ist! — Eine Probe der Illustrationen geben wir nebenstehend. L. B.

„Sie verkennen mich wirklich, wenn Sie das glauben,“ sagt Dyston erröthend; seit er Ellens Bekanntschaft gemacht hat, haßt er die Frauen durchaus nicht mehr.

„Ich kann mir sehr lebhaft vorstellen, daß Ihnen das zu freundliche Entgegenkommen der jungen Mädchen und ihrer Mütter unangenehm war.“ fährt Mrs. Beguylla fort und sieht ihn mit ihren sprechenden, ausdrucksvollen Augen an, „aber können Sie sich gar nicht vorstellen, daß Sie eine Frau treffen können, die Sie nicht um Ihres Reichthums, sondern um Ihrer selbst willen liebt?“

Dyston schwieg — er dachte nach, ob Ellen, die sich so wenig aus seinem Gelde und seinem Titel machte, ihn wohl schließlich einmal um seiner selbst willen lieben würde.

Mrs. Beguylla konnte sich kein Stillschweigen und seinen zerstreuten Blick nicht erklären. Endlich sagte er:

„Ich weiß nicht, ob ich es glauben soll. Wünschen thue ich es von Herzen, daß ich eine solche Frau fände.“

„Es müßte Ihnen nicht schwer werden, sie zu finden,“ flüsterte sie.

„D, Mrs. Beguylla,“ sagte Dyston plötzlich, „ich habe immer gehört, Sie seien die klügste Frau Londons und könnten einen jeden so weit bringen, wie Sie ihn eben bringen wollen — können Sie mir nicht einen Rat geben, wie ich es anfangen, um ein weibliches Herz für mich zu gewinnen?“

Mrs. Beguylla fühlte sich über dies Kompliment mehr geärgert, als geschmeichelt, sie verbar jedoch ihre Gefühle, denn sie erfaß aus seinen Worten eine Möglichkeit, einen gewissen Einfluß über ihn zu erlangen, und diese wollte sie nicht vorübergehen lassen. So sagte sie lächelnd:

„Ich glaube, ich kann es!“

Aber in diesem entscheidenden Augenblicke gab die Wirtin das Zeichen vom Tische aufzustehen.

„Darf ich mich zu Ihnen ins Wohnzimmer setzen?“ fragte Dyston, und Mrs. Beguylla antwortete mit holdseligem Blicke:

„Bitte, kommen Sie nur.“

Nellie, die diesen Blick gewahrte, war wütend, sie eilte auf ihre Schwester zu und sagte:

„Das kommt davon, wenn man eine solche falsche Kasse einladet; du sollst sehen, was sie mir für einen Duerstrich spielen wird.“

„Ich bin mir selbst böse, daß ich sie eingeladen habe,“ entgegnete die andere reuevoll. „Wie konnte ich aber ahnen, daß er dir oder ihr Beachtung schenken würde! Das ist ja ein unvorhergesehener Fall. Passe nur auf, wenn er ins Wohnzimmer kommt, bleibe in der Nähe der Thür und sprich ihn gleich an!“

Aber Mrs. Beguylla war klüger als ihre Wirtin und deren Schwester. Sie unterhielt sich eine Weile heiter mit ihnen, gab dann vor, aus ihrem Zimmer etwas holen zu wollen, und blieb so lange auf demselben, bis sie die Herren kommen hörte, dann eilte sie herab und traf an der Thür des Wohnzimmers mit ihnen zusammen.

„Nun,“ flüsterte sie Dyston zu, „werde ich Ihnen das Rezept zu dem gewürsteten Liebestrank geben,“ und ging mit ihm ruhig an der Ecke vorüber, in der Nellie harrend stand, um im geeigneten Momente hervorzutreten. Gleich vor Jörn sah sie das Paar an sich vorübergehen. Mrs. Beguylla legte sich mit Dyston auf ein kleines Sofa, das eigens wie zum Plaudern für zwei Personen da zu sein schien, und er richtete seine Augen bittend auf ihr hübsches Gesicht und sagte:

„Nun geben Sie mir einen Rat, wie ich es anfangen, ein sprödes Frauenherz zu gewinnen. Wenn Sie mir helfen, will ich Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein!“

Mrs. Beguylla war im Zweifel, ob er im allgemeinen spreche oder eine bestimmte Person damit meine. In Nellie konnte er doch unmöglich denken, es müßte ihm sicher aufgefallen sein, wie bereit sie sei, ihm bei dem geringsten Entgegenkommen von seiner Seite an den Hals zu fliegen. Um der Sache genauer auf den Grund zu gehen, sagte sie ausholend:

„Erst müssen Sie mir sagen, welche Art von Frau sie ist, denn jedes Herz will anders erobert sein. Es giebt Herzen, die man nur durch langes Werben gewinnen kann.“

Dabei schlägt sie die Augen nieder und seufzt, aber Dyston ist so mit seiner eigenen Angelegenheit beschäftigt, daß ihr Aokettieren keinen Eindruck auf ihn macht. Er schwankt, soll er Mrs. Beguylla, die ihm immer als eine kleine Schlange geschildert ist, sein Vertrauen schenken oder nicht? aber die Lust, einmal von dem geliebten Mädchen sprechen, sein ganzes Herz ausschütten zu können, ist zu groß. Während er noch überlegt, fragt Mrs. Beguylla, die fürchtet, er könne sein Vertrauen schon bereuen:

„Kenne ich die Person?“

„Nein, es ist ein junges Mädchen, das immer auf dem Lande gelebt hat, ein süßes, unschuldiges, reizendes kleines Geschöpfchen, das noch nichts von der Welt kennt. Sie kümmert sich nicht um Geld oder Stellung, sie ahnt gar nicht, daß beides etwas im Leben ausmacht. Kurz und gut, sie ist so rein und unschuldig, wie ein Engel.“

So ungern Mrs. Beguylla es hört, wenn ein Mann ein weibliches Wesen außer ihr lobt, so ist ihr diesmal das Bittere dadurch etwas verüßt, daß es nicht Nellie ist, die er liebt. Gewiß irgend eine kleine schlaue Predigerstochter vom Lande (Mrs. Beguylla ist selbst eine Pfarrerstochter und glaubt daher alle sehr gut nach sich beurteilen zu können), die ihre Neze sehr gewandt nach ihm ausgeworfen hat.

Sie sieht den Sprechenden mit einem so teilnehmenden Blicke an, als interessiere seine Geschichte sie in hohem Grade.

„Haben Sie ihr auf irgend eine Weise Ihre Liebe gezeigt?“ fragt sie ihn.

„Ich hatte keine Gelegenheit dazu — sie vermied jedes Alleinsein mit mir. Sie können sich keine Vorstellung machen, wie sie mich fortwährend ärgerte und reizte, sie schien es recht darauf anzulegen, mir zu zeigen, daß sie sich nichts aus mir machte.“

„Wenn Sie mir nicht gesagt hätten,“ bemerkte Mrs. Beguylla nachdenkend, „sie sei ein unverdorbenes, unschuldiges Kind, möchte ich fast auf die Vermutung kommen, sie wolle Sie durch Gleichgültigkeit reizen und gewinnen. So aber ist nur eine Deutung für ihr Betragen möglich.“

„Und die wäre?“ fragt Dyston, ihr gespannt näher rückend. Er scheint die übrige Welt so ganz vergessen zu haben

und nur an Mrs. Beguylla zu denken, daß die ganze Gesellschaft sich veranlaßt sieht, sich allerlei schmeichelhafte Bemerkungen über die junge Frau zuzusüßeln. „Diese Sirene!“ „Diese Komete!“ „Diese falsche Kasse!“ „Keinen läßt sie unangefochten!“ waren die liebenswürdigen Äußerungen, die von Mund zu Mund gingen.

Nellie sah aus, als sei ihr das Weinen sehr nahe, ihre Schwester war wütend, und die anderen Damen hatten wenigstens für den Ärger über Mrs. Beguyllas Betragen den Trost, das Fehlschlagen der von diesen beiden gehegten Hoffnungen zu sehen.

„Und die wäre?“ fragt Dyston dringender.

„Sind Sie darauf gefaßt, sie zu hören?“ und Mrs. Beguylla lächelt sanft und freundlich.

„Ich bin auf alles gefaßt.“

„Nun, — daß sie einen anderen liebt.“

„D nein, nein, das ist nicht der Fall,“ ruft Dyston eifrig.

„Sie kennt ja nur ihre Cousins, und keinen Herrn außer mir.“

„Ihre Cousins!“ wiederholt Mrs. Beguylla bedeutungsvoll.

„Genügt das nicht? Haben Sie, lieber Lord Dyston, noch nie gehört, daß sich ein junges Mädchen in seinen Cousin verliebt hat?“

„Hier ist es aber wirklich nicht der Fall,“ versichert Dyston, „sie behandelt die Cousins wie Brüder, sie ist mit ihnen zusammen aufgewachsen, sie denkt nicht daran, sie zu lieben.“

„Dann muß ich bei meiner ersten Behauptung bleiben,“ sagt Mrs. Beguylla mit einschmeichelndem Lächeln, „und glauben, daß sie Sie liebt, Sie aber durch Kälte und abstoßendes Wesen eher zu gewinnen hofft. Sie hat wohl von Ihrem Ruf als Weiberfeind gehört?“

„Ich fürchte, der Unsinn ist ihr zu Ohren gekommen,“ antwortet Dyston erröthend, — „ich war so dumm, eine Bemerkung zu Geor — zu einem ihrer Vettern zu machen.“

„Über die Frauen, die Sie so unbarmherzig quälten?“

„D, liebe Mrs. Beguylla, halten Sie mich nicht für einen eingebildeten Esel! Ich scheine leider in dem Rufe zu stehen, ein solcher zu sein, ich bin es aber wirklich nicht! Ich habe mir nie etwas auf die Freundlichkeit der Damen eingebildet.“

„Ich bin über Ihre Bescheidenheit ganz überrascht,“ sagt Mrs. Beguylla und sieht ihn bewundernd an, „Sie, der Sie alle Ursache hätten, eitel zu sein, machen so wenig von Ihrer Person, daß Sie sogar zweifeln, ob man Sie aufrichtig lieben könnte. Daran sind natürlich nur die Damen Ihrer Bekanntschaft schuld; es ist eine Schande, daß Mädchen aus guten Kreisen so heimatstoll sind, daß sie einem Manne förmlich nachstellen. Man muß es wirklich anerkennen, daß Sie nicht das ganze Geschlecht haßen und verabscheuen.“

Mrs. Beguylla steigt mit jedem Worte, das sie spricht, in Dystons Augen höher, er gewinnt sie ordentlich lieb und zürnt all den bösen Zungen, die nichts Gutes an ihr lassen. Da sieht er wieder, wie wenig man auf das Gerede der Leute geben kann. Sie ist eine so teilnehmende, zartfühlende Frau, daß er nicht einsehen, warum er ihr nicht sein ganzes Vertrauen schenken soll. Ja, er will ihr alles erzählen. Und von dem Vorsatze zur That ist nur ein Schritt. Wie ein Kranker dem Arzt sein ganzes Herz ausschüttet, so schüttet er es der jungen Witwe aus, erzählt ihr alles, sogar den Ärger mit der verweigerten Photographie, und verschweigt ihr einzig und allein den Namen seiner Angebeteten. Mrs. Beguylla ist seine Erzählung im höchsten Grade gleichgültig und langweilig, sie nennt ihn im stillen einen Narren und einen Einfaltspinsel und giebt seinem unschuldigen Engel nicht viel schmeichelhaftere Namen, äußerlich nimmt sie jedoch mit Wort und Blick so herzlichen Anteil an seinem Vertrauenserguß, daß jeder, der sie sieht, fest überzeugt ist, sie hört die interessanteste Geschichte, die ihr nur mitgeteilt werden kann. Dyston ist ihrer Teilnahme gewiß, er betrachtet sie als wirkliche Freundin und hat keine Ahnung von ihren freundlichen Gedanken über ihn. Ihr einziger Trost ist, daß jeder aus der Gesellschaft der festen Meinung ist, Dyston sei ganz bezaubert von ihr und liege rettungslos in ihren Banden, denen sich kein Mann entziehen kann, sobald sie es darauf anlegt, ihn zu fesseln. Und Nellie, wie mag sie sich ärgern, daß sie ihn ihr ganz abspenstig gemacht hat! Ubrigens ist das nur eine kleine Revanche an Nellie, die ihr einmal demselben Streich gespielt hat. Rache ist süß, das fühlt sie jetzt. Und da sie glaubt, der Verhaßten noch nicht genug geschadet zu haben, fragt sie Dyston, als er mit seiner Erzählung zu Ende ist und Atem schöpft:

„Aber nun sagen Sie mir, aus welchem Grunde Sie Nellie so den Hof machen? Thun Sie es, um das andere hartherzige Mädchen zu vergessen? Ich muß Ihnen gestehen, daß es den Anschein hat, als seien Sie bis über die Ohren in Nellie verliebt.“

„Wahrhaftig?“ ruft Dyston überrascht.

„Gewiß. Ihr Benehmen gegen sie fiel einem jeden auf, und wenn Sie sich nicht wieder falschen Deutungen anschießen wollen, so möchte ich Ihnen raten, sie für die übrige Zeit, die Sie hier sind, so viel wie möglich zu meiden und ihr aus dem Wege zu gehen, wo Sie irgend können.“

„Wissen Sie, warum ich mich so für sie interessiere?“ fragt Dyston. „Weil sie mich — natürlich ist es gar nicht der Fall und ich bildete es mir nur ein, daß sie mich an Ell — an die andere erinnerte. Jedemmal, wenn ich sie ansah, kam es wie eine Art Bezauberung über mich.“

Mrs. Beguylla hat sich zwar immer sehr in ihrer Gewalt, aber jetzt nicht laut loszulachen, kostet sie übermenschliche Anstrengung. Es kann niemand so gut eine Geschichte wiedergeben und ins Lächerliche ziehen, als sie, und sie freut sich schon auf Nellies Gesicht, wenn sie mit dieser Geschichte losrücken wird.

„Die arme, liebe, kleine Nellie,“ flüstert sie in vorwurfsvollem Ton. „Es war nicht recht von Ihnen, ihr so den Hof zu machen.“

„Es thut mir leid, aufrichtig leid,“ sagt Dyston reuig, „sie ist ein liebes, gutes Mädchen, der ich absichtlich keine trübe Stunde bereiten würde.“

Mrs. Beguylla arbeitet noch immer mit aller Kraft daran, einem Heiterheitsausbruch vorzubeugen.

„Sehen Sie, Nellie und ihre Schwester, und jeder Einzelne mußte ja nach Ihrem Benehmen glauben, Sie hätten ernsthafte Absichten auf sie. Wie konnte ein Mensch auf die Idee kommen, daß Sie ihr nur als Stellvertreterin den Hof machen?“

„Aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich ihr nicht den Hof gemacht habe,“ ruft Dyston eifrig, „ich war nur höflich zu ihr, wie ich zu jeder anderen Dame sein würde.“

„Dann wissen Sie wohl gar nicht, wie sprechend Ihre Augen sein können? Sogar heute bei Tische fiel es mir auf, daß Sie sie fortwährend mit eifersüchtigen Blicken betrachteten und ein paar mal die Stirn runzelten, als sie sich zu lebhaft mit ihrem Nachbar unterhielt.“

„Thut ich das wirklich?“

„Und gestern abend, als Sie fortwährend mit ihr tanzten, machten Sie den Eindruck, als sei es die größte Seligkeit für Sie, mit Nellie im Arm dahinzuschweben.“

„Ich dachte dabei an Ellen,“ jagt Dyston arglos, ohne den Spott in ihren Worten zu bemerken.

„Sie böser Mensch!“

„Bin ich das? Halten Sie mich dafür?“

„Wenn ich eine bessere Meinung von Ihnen bekommen soll,“ bemerkt Mrs. Beguylla, „müssen Sie sich in Zukunft nicht so gehen lassen. Sie können ja freundlich zu ihr sein, Sie dürfen sie aber nicht so auffallend auszeichnen. Und nun,“ setzte sie mit süßem Lächeln hinzu, „halte ich es für richtiger, daß wir uns trennen, ich fürchte, wir ziehen schon durch unser langes Ausschließen von der Gesellschaft die Aufmerksamkeit auf uns.“

Um die Wahrheit zu gestehen, war Mrs. Beguylla nämlich Dyston und seine ganze Liebesangelegenheit so langweilig geworden, daß sie ein Ende machen wollte. Einen Mann seine Leidenschaft für eine andere gestehen zu hören, macht ihr kein Vergnügen.

Dyston, der gern noch lange über dies ihm höchst interessante Thema gesprochen hätte, gehorcht ungenügend ihrer Aufforderung, sie zu verlassen. Nachdem er sich von Mrs. Beguylla getrennt hat, beginnt Nellie wieder ihr Spiel und bemüht sich, seiner Gesellschaft habhaft zu werden. Da ihre Mühe vollständig erfolglos bleibt, ist sie fest überzeugt, daß Mrs. Beguylla ihn gegen sie eingenommen habe, und wünscht die schöne junge Witwe Gott weiß wie weit weg.

In den nächsten Tagen ist Dystons Benehmen der ganzen Gesellschaft ein Rätsel. Er spricht mit Nellie nur, wo es unumgänglich notwendig ist, dagegen sucht er Mrs. Beguyllas Gesellschaft, und diese (merkwürdig, aber doch wahr) scheint ihm aus dem Wege zu gehen, wo sie irgend kann. Trotzdem er Nellie meidet, blickt er sie so oft und mit so sprechenden Augen an, daß man doch fast glauben könnte, sie sei ihm durchaus nicht so gleichgültig, als er sich den Anschein geben will.

Am Tage vor seiner Abreise beschließt Mrs. Beguylla die Gesellschaft über das Rätselhafte in Dystons Betragen aufzuklären. Es ist ein trüber Tag, der Regen fällt in Strömen vom Himmel, und da die Herren die Hoffnung aufgegeben haben, heute auf die Jagd zu kommen, so begeben sie sich in die Ställe, um sich dort die Zeit zu vertreiben. Die Damen bleiben plaudernd um den Kamin des Wohnzimmers sitzen.

Als die Unterhaltung im besten Gange ist, sagt Mrs. Beguylla plötzlich mit ihrer silberhellen Stimme:

„Wollen Sie es glauben, meine Damen, daß Lord Dyston, der geschworene Weiberfeind, nun doch sein Herz verloren und sich ernstlich verliebt hat?“

Die Neuigkeit wirkt verschieden auf die Zuhörer. Nellie und ihre Schwester bleiben wie versteinert sitzen, die anderen Damen sehen mit heiteren Blicken und vollem Interesse in das Antlitz der Sprechenden.

„Ja! er ist wirklich verliebt,“ fährt Mrs. Beguylla fort, „er hat mir die ganze Geschichte erzählt.“

„D bitte, bitte, erzählen Sie sie uns,“ rufen alle, mit Ausnahme Nellies und ihrer Schwester.

„Ich weiß eigentlich nicht, ob ich es darf,“ sagt Mrs. Beguylla und fängt an, die Gewissenhafte zu spielen, wodurch sie jedoch keinen täuscht, denn jeder sieht ihr die Lust zum Sprechen an. „Er hat mir zwar kein Stillschweigen auferlegt, aber in solchen Sachen kann man nie vorsichtig genug sein. Was meinen Sie, teure Lady G.,“ und sie wendet sich an ihre Wirtin, „darf ich, ohne indiscret zu sein, sprechen?“

„Ich kann Ihnen da wirklich keinen Rat geben, Sie müssen selbst am besten wissen, was Sie zu thun haben,“ antwortet Lady G. und bemüht sich vergeblich, ihrer vor Jörn bebenden Stimme einen freundlicheren Klang zu geben.

Aber die anderen bestehen so dringend auf der in Aussicht gestellten Erzählung, daß Mrs. Beguylla nachgiebt und beginnt:

„Nun also! In irgend einer Wildnis — einer Art von Paradies auf Erden, wie Seine Herrlichkeit mit ihren verliebten Augen die Gegend betrachteten und sie mir schilderten — lebt das reinste, süßeste, engelgleiche, unschuldigste, bezauberndste, anbetungswürdigste, pikanteste Geschöpf, das die Erde jemals getragen hat. Ich wiederhole nur,“ und sie lächelte süß, „des Liebenden eigene Worte, die ich anzuhören bekam.“

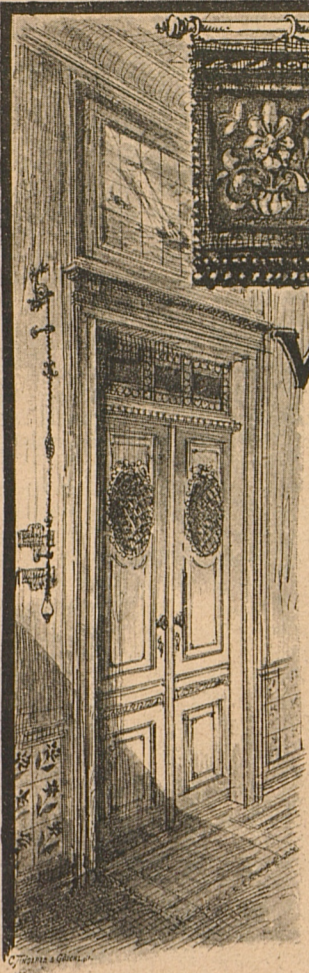
Nellies Soße macht rasche Fortschritte, die Hände, die sie halten, arbeiten mit nervöser Schnelligkeit daran. Es ist ihr, als schnüre ihr jemand den Hals zu und ließe ihr keine Luft zum Atmen. Und doch muß sie sich trotz der Dualen bemühen, gleichgültig und freundlich auszuwachen, denn sie weiß, wie diese abscheulichen Frauen, die hier um sie herumstehen, sich ihrer Niederlage freuen.

„Das Merkwürdigste an der Geschichte,“ fährt Mrs. Beguylla, die in dem Gedanken, Nellie tödtlich zu verwunden, schwelgt, fort, „ist aber, daß diese unschuldige Nymphe des Waldes vollständig gleichgültig gegen Reichthum und Stellung ist und Seine Herrlichkeit anfährt und ihm impertinent antwortet, sobald er an sie das Wort richtet. Ich denke, die Kleine muß eine raffiniert schlaue Komete sein,“ die schöne Erzählerin lächelt Nellie so freundlich an, daß ihre schönen Perlenzähne deutlich sichtbar werden, „denn sie scheint es gleich gemerkt zu haben, daß man, wenn man einen Mann wie Dyston fangen will, sich ihm nicht aufdrängen, sich ihm nicht gleich an den Hals werfen darf,“ (hier läßt Nellie drei Maschen fallen), „sondern ihn nur durch Spödigkeit gewinnen kann. Der unschuldige Engel scheint die Kunst, zurückzugehen, um dann besser springen zu können, ausgezeichnet zu verstehen. Sie ist so weit zurückgegangen, daß Seine Herrlichkeit sie, wenn sie jetzt Lust bekommen sollte, zu springen, mit offenen Armen auffangen würden. Der arme Mensch ist schrecklich verliebt, und da er mir deshalb leid thut, trage ich ihm sein ewiges Schwären über diese Angelegenheit, durch das er mich über alle Beschreibung geärgert und gelangweilt hat, nicht weiter nach. So egoistisch sind aber alle Männer, sie denken, das, was sie interessiert, müsse auch den anderen interessieren.“

(Schluß folgt.)

# Das Kunstgewerbe und die moderne Wohnung

von Paul Schönfeld mit Originalzeichnungen von M. Rolle.



Wenn man allein aus der Menge der Kunstzeugnisse, die sich jährlich auf größeren und kleineren Ausstellungen in Deutschland präsentieren, oder aus der in stetem Wachsen begriffenen Zahl von Publikationen, die durch Wort und Bild die Kenntnis der schönen Künste verbreiten wollen, einen Schluß auf unsere Kunstverhältnisse im allgemeinen zöge, so würde man dabei ohne Frage zu einem hoch erfreulichen Ergebnis gelangen. Dasselbe würde jedoch, wenn es unserer so geschäftigen Statistik einmal gefiele, die Durchschnittszahl der Kunstwerke festzustellen, die jährlich in Deutschland von Privaten gekauft

werden, sich ebenso zweifellos als ein illusorisches erweisen. Die trockenen Ziffern würden einen drastischen Beweis dafür liefern, daß der angebente Absatz in keinem naturgemäßen Verhältnis steht zu den materiellen Mitteln und den übrigen Ausgaben unserer besser situierten Gesellschaftsklassen und ebenjowenig zu dem, was quantitativ und qualitativ auf künstlerischem Gebiete bei uns geleistet wird. Aber sieht man auch ab von dieser Tatsache, die Deutschland anderen Kulturländern gegenüber noch im Rückstand erscheinen läßt, und prüft man näher, wie es denn um das allgemeine Interesse für künstlerische Dinge bestellt ist, so wird man auch dabei zu keinen allzu erfreulichen Wahrnehmungen gelangen.

Interesse für bildende Kunst, sollte man meinen, kann doch ein jeder hegen, wenn ihm auch sein Maß an Glücksgütern nicht gerade gestattet, die Rolle eines Mäzens zu spielen. In Städten, die reichhaltige Museen und Sammlungen besitzen, ist ja die Gelegenheit so bequem, sich an den Werken der Kunst zu erfreuen, und was die Kosten betrifft, so kommen solche entweder gar nicht in Betracht oder sind doch meist so geringfügig, daß andere Kunstgenüsse wie Theater und Konzerte dagegen als bedeutender Luxus erscheinen müssen. Und dennoch, wenn man in größeren Städten Beobachtungen anstellt, wenn man beispielsweise durch seine Studien in die Lage kommt, tage- und wochenlang in öffentlichen Sammlungen zu verkehren und dabei nicht ganz blind für das Publikum bleibt, das da kommt und geht, so wird man sich vielfach wundern über diejenigen, die man nie darunter gewahrt und die man doch so gern darunter sehen möchte. Denn sie gehören ja gerade denjenigen Ständen an, die durch ihre geistige Bildung verpflichtet wären, einen Teil ihrer höheren Interessen den bildenden Künsten zu widmen.

Es giebt bei uns noch immer Tausende, die mit einer achtbaren beruflichen und auch allgemeinen Bildung ausgerüstet sind, aber schlechterdings keinen Sinn für das Besitzen, was sich dem Auge zum Genusse bietet, die kein Bedürfnis fühlen, den Werken der Kunst näherzutreten. Die Erklärung dieser Indifferenz liegt jedenfalls zum guten Teil in dem Mangel, den unsere Jugendzucht in dieser Hinsicht aufweist oder doch vor nicht langer Zeit noch ziemlich allgemein aufwies. Der Sinn für bildende Kunst will geweckt und entwickelt sein, das aber kann nur geschehen durch frühzeitig gebotene Anschauung. Zum Philosophen, Mathematiker u. s. w. kann sich der Mensch im abgelegenen, einseitigsten Erdwinkel ausbilden; wer aber von bildender Kunst etwas verstehen lernen will, muß Kunstwerke sehen. Das Sehen aber erfordert Übung, und diese zu vernachlässigen gehört unbedingt zu den schlimmsten Versäumnissen einer Jugendbildung, da es im späteren Leben nur selten nachgeholt wird.

Allerdings ist man ja gegenwärtig bemüht, diesem Mangel abzuhelfen; wessen Schulbildung aber auch nur vor die sechziger Jahre fiel, der ist mit allem Möglichen ausgestattet worden, seine Auffassungsgabe, sein Scharfsinn, sein Gedächtnis ist geübt und entwickelt worden, aber sein Auge zu schulen, dafür waren innerhalb der herrschenden Unterrichtsmethode keine oder doch nur sehr unzulängliche Vorkehrungen getroffen, das blieb dem Zufall anheimgestellt. Daher stammt denn hauptsächlich die Gleichgültigkeit vieler gegenüber allem, was mit bildender Kunst zusammenhängt; denn die Gelegenheit Kunstwerke zu sehen hat heutzutage jeder, dem es darum zu thun ist, und wenn die Fähigkeit des Sehens allgemeiner entwickelt wäre, so würde auch das kleinste Gemeinwesen nicht ganz ohne künstlerischen Schmuck bleiben, geschweige denn so viele volkreiche und verkehrsreiche Städte Deutschlands in künstlerischer Beziehung amerikanischen Quäkerkolonien gleichen.

Ehe aber die Empfänglichkeit für die Erzeugnisse der bildenden Kunst wenigstens in annäherndem Maße Gemeingut der Nation geworden ist, wie es z. B. in den Blütezeiten der italienischen Kunst der Fall war, steht eine wirkliche Hebung unserer Kunstzustände nicht zu hoffen. Solange selbst führende Geister der Nation für eine der edelsten und feinsten Blüten der Civilisation kaum einen flüchtigen Seitenblick erübrigen,

solange die Kunst im Grunde nur für einzelne wenige Kreise existiert, solange werden wir vergeblich jene segensreichen Rückwirkungen erwarten, die ein reges Kunstleben überall und zu allen Zeiten auf die innere und äußere Entwicklung der Völker ausübt. Der beseelende Hauch der Kunst muß das gesamte Leben durchdringen und zwar nicht bloß das einzelner bevorzugter Klassen — nein, die Kunst muß populär werden im ausgedehnten Sinne, selbst in das Dasein des bescheidensten Arbeiters muß ein sonniger Strahl der Schönheit verklärend fallen.

Zur Erreichung dieses Zieles, in dem nur Pessimismus und Quietismus ein utopisches erblicken kann, zur Verbreitung künstlerischen Empfindens und genußfroher Teilnahme an den Werken der bildenden Kunst ist kaum etwas anderes mehr geeignet als das Kunstgewerbe. Mitten inne stehend zwischen dem idealen Gebiete der freischaffenden hohen Kunst und dem lediglich dem gewöhnlichen Bedürfnis dienenden Handwerk, also praktische und künstlerische Ziele vereinigend, ist das Kunstgewerbe, wenn anders es dieser seiner Doppelbestimmung gerecht wird, der erfolgreichste Vermittler zwischen Kunst und Leben, das festeste Bindeglied zwischen allen, die überhaupt für eine kunstverklärte Gestaltung des Daseins Sinn besitzen, wendet es sich nicht bloß an die sogenannten oberen Zehntausend, sondern ebenjowohl an den einfachen Bürger und Bauer wie an die Vertreter der höchsten Berufs- und Gesellschaftskreise.

Denn was bildet in erster Linie die Aufgabe derjenigen Schaffensgebiete, die wir in dem Kollektivnamen „Kunstgewerbe“ zusammenfassen? Nichts anderes als die Ausstattung unserer nächsten Umgebung, die wohlliche und gefällige Herrichtung der Räume, in denen wir leben, die durch schöne Form geadelte Gestaltung all der mannigfachen Gegenstände, deren wir zum alltäglichen Gebrauch bedürftig sind oder die doch in mehr oder weniger unmittelbarer Beziehung zu uns stehen.

Welchen Wert es für den Einzelnen und die Familie hat, inmitten einer Umgebung zu leben, die nicht nur das zur Existenz unbedingt Notwendige enthält, sondern zugleich das Auge erfreut und auf Herz und Gemüt anregend einwirkt, das bedarf ja wohl keiner breiteren Ausführung. Wenn die Wohnung das ist, was sie sein soll, ein Heim, ein Mittelpunkt für alle, wenn sie wirklich an sich fesseln, zum befalligen Verweilen einladen soll, so darf sie keine Stätte sein, in der uns allenthalben Leere und Öde entgegenstarrt. Wo dies der Fall, da begreift es sich leicht, wenn die Bewohner darauf bedacht sind, sich möglichst wenig in dem sogenannten Heim aufzuhalten, wenn sie es vorziehen, ihre freien Stunden anderwärts zu verbringen.

Die Restaurationsinhaber in unseren großen Städten haben allmählich begreifen gelernt, daß das Geld nicht zwecklos verschleudert ist, das sie auf eine gefällige Ausstattung ihrer Räumlichkeiten verwenden, denn eine solche ist eben anziehend nicht nur im ästhetischen, sondern im eigentlichen und nächstliegenden Sinne des Wortes. Wie kann jedoch die Wohnung, wenn jener gewiß löbliche Brauch weiter um sich greift, die Konkurrenz mit dem Wirtshause aufnehmen? Sie mache sich nach Möglichkeit die gleichen Zauberkräfte zu nutze, und sie wird gewiß allen Anziehungskräften von außen her ein wirksames Gegengewicht halten.

Doch das ist ein Vorteil, der bloß den Erwachsenen zu gute kommt. Von welchem unberechenbarem Werte ist jedoch eine kunstgeschmückte Umgebung schon für die heranwachsende Jugend! In einer solchen gewöhnt sich das kindliche Auge, noch ehe das Bewußtsein erwacht ist, an schöne, harmonische Eindrücke und lernt dieselben mit den Jahren verständnisvoll erfassen; der wüste Zerföhrungstrieb, der in jedem richtigen Burschen steckt, wird in Schranken gehalten durch Gegenstände, die ihm durch ihre Erscheinung Respekt und Rücksicht abnötigen — lauter Momente, mit denen eine sorgfältige Erziehung wohl zu rechnen hat. Die Griechen, die ja auch in der pädagogischen Kunst sich als Meister bewährt haben, wußten gar wohl was sie thaten, indem sie ihre Knaben und Mädchen in Räumen lernen und spielen ließen, in denen anmutige Formen und heitere Farben jenen Sinn in ihnen ausbildeten, dessen Besitz für höher organisierte Geister die Quelle reinsten und edelsten Lebensgenusses bedeutet. Wieviel mehr Veranlassung haben wir, es mit der Kunst zu halten, in unserm Norden, wo die Natur ja in weit geringerem Maße mitwirkt das Leben zu verschönern und zu erheitern, wo der Geist so leicht sich gewöhnt, über dem Inhalte der Dinge die Form zu vergessen und gering zu achten, wo selbst bei den großartigsten und gehaltvollsten Leistungen auf geistigem Gebiete nur zu oft das Wort am Platze ist: „Die Grazien, ach, sind leider ausgeblieben!“

Wenn etwas dazu beitragen kann, daß die Kunst bei uns nicht bloß eine Karikatur bedeute, deren Genuß nur wenigen vergönnt ist, wenn etwas darauf hinwirken kann, daß ein künstlerischer Zug unser gesamtes Leben durchdringe, das ja der Schattenseiten genug aufweist und daher erheitende Elemente wohl gebrauchen kann, so sind es wie gesagt in erster Linie die Bestrebungen, die auf eine edlere, gesunden ästhetischen Grundfragen Rechnung tragende Gestaltung unserer Wohnungen gerichtet sind. Wenn ich es unternehme, diesen Gegenstand näher zu beleuchten, so weiß ich recht wohl, daß über dieses Thema schon vieles und darunter sehr treffliches gesagt und geschrieben worden ist. Allein Gegenstände, die wie der vorliegende die Geltung hochwichtiger und tiefeingreifender Zeitfragen beanspruchen dürfen, vertragen nicht nur, sondern fordern sogar immer erneute Erörterung, damit sie nicht im Lärme des Tages von anderem übertönt werden.

In einer Hinsicht, darf man übrigens sagen, sind von den

meisten, die sich mit diesem Gegenstande befassen, die Grenzen der Betrachtung etwas zu eng gezogen worden. Man hat oft allzu ausschließlich Bedürfnisse ins Auge gefaßt, die nur besonders begünstigte Klassen zu befriedigen vermögen, dagegen auf das, was dem eigentlichen Mittelstande wünschenswert und erreichbar ist, zu wenig Rücksicht genommen. Dies Außerachtlassen derjenigen Gesellschaftsklassen, die doch die ungeheure Mehrzahl unter den Konsumierenden bilden, hat leider bekanntlich sein Seitenstück in den Erzeugnissen mancher kunstgewerblicher Zweige, die für Tausende einfach nicht existieren, da ihr materieller Wert oder ihr dekorativer Reichtum sie dem Geldbeutel des gewöhnlichen Sterblichen in unerreichtbare Ferne rücken. Wie aber auch den Ansprüchen der letzteren genügt werden kann, ohne daß dabei etwa an die Stelle gediegener Arbeit unsolider, schablonenmäßiger und stilwidriger Plunder zu treten braucht, darauf, scheint mir, muß bei derartigen Betrachtungen ganz besonders Rücksicht genommen werden, wofür dieselben einen allgemeinen Wert erhalten sollen.

Indem wir nun unter gelegentlichen Rückblicken auf frühere Kulturepochen uns mit der Frage beschäftigen, wie die moderne Wohnung und zwar speziell die bürgerliche Wohnung am zweckdienlichsten und zugleich am ansprechendsten herzurichten sei, werden wir Gelegenheit haben, die verschiedensten Zweige kunstgewerblicher Tätigkeit von einem Gesichtspunkt aus ins Auge zu fassen und zu untersuchen, in welcher Weise sie zusammenwirken müssen, um einen einheitlichen, harmonischen Gesamteindruck zustande zu bringen.

Verhältnismäßig wenige sind unter den heutigen Lebensbedingungen in der glücklichen Lage, die Stätte, die ihnen und ihren Angehörigen als Heim dienen soll, vollkommen nach freiem Belieben zu gestalten. Die ungeheure Mehrzahl hat mit Mietwohnungen zu rechnen, bei denen von vornherein alles architektonische gegeben ist und es sich lediglich darum handeln kann, die vorhandenen Räume in möglichst praktischer und angenehmer Weise zu verwerten. Die Größe und die Lage der verschiedenen Zimmer wird in den meisten Fällen für ihre spezielle Verwendung bestimmend sein und unter Umständen manche Konzession nötig machen, die bei einer nach eigenem Plane disponierten Wohnung in Wegfall käme. Im allgemeinen muß man sagen, daß in diesen Mietkasernen, wie sie namentlich in unseren modernen Großstädten, sei es in puritanischer Nüchternheit gehalten oder auch mit den renommiertesten Facaden versehen, die Regel bilden, eine entsetzliche Einseitigkeit bezüglich der architektonischen Anlage zu herrschen pflegt.

Wie anders war das in früheren Zeiten, als noch Sesshaftigkeit das Normale war, als das Haus mit all seinem Zubehör sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte und daher jeder, der sich einen Herd gründete, seine Anordnungen wie für die Ewigkeit treffen durfte, während wir Kinder der Dampf- und Freizügigkeitsära in solcher Mietwohnung an allen Ecken und Enden erinnert werden, daß wir Pilgrime sind und wer weiß wie bald wieder anderen Platz machen müssen, was natürlich auf die ganze Physiognomie unserer Wohnungen von Einfluß ist. Wie eigenartig waren dagegen die baulichen Anlagen des Mittelalters, nicht nur die der fürstlichen und ritterlichen Burgen, sondern nicht minder die Bürgerwohnungen in den Städten, mit ihrer den mannigfachen Lebensgewohnheiten und Bedürfnissen der Inwoner sich anpassenden Verteilung und Gestaltung der einzelnen Räume! Welch individuelles Gepräge tragen noch im 14. und 15. Jahrhundert nicht nur die stolzen Patrizierhäuser, sondern ebenso die Behausungen der bürgerlichen Familien mit ihren malerischen Unregelmäßigkeiten! Und auch die Renaissance, die zwar an Stelle der früheren Prinzipiosigkeit eine regelmäßigere Anordnung der einzelnen Räume treten ließ, gewährte dennoch, namentlich auf deutschem Boden, der persönlichen Neigung einen weiten Spielraum. Heutzutage sehen sich die meisten auf Wohnungen angewiesen, bei denen auf ihre persönlichen Wünsche keine Rücksicht genommen ist, sondern aus denen erst sie durch entsprechende Ausstattung sich einen Aufenthalt schaffen müssen, der ihren Ansprüchen nach Möglichkeit gerecht wird.

Versetzen wir uns in eine jener landläufigen Mietwohnungen, wie sie in neuerbauten Häusern zum sofortigen Besetzen offen stehen. In jedem Zimmer die vier Wände von oben bis unten mit Papiertapeten überzogen, weißlackierte Türen und Fenster, ein braungefärbter Fußboden und über dem Ganzen als würdiger Abschluß eine weißgestrichelte Decke, in deren Mitte, wenn es hoch kommt, eine Koilette, sei es gemalt oder in weißem Stuck ausgeführt, ein einfaches Dasein fristet. Nehmen wir noch den obligaten Ofen hinzu, der selbstverständlich aus Eisen oder aus weißem Porzellan besteht, so haben wir das Gesamtbild dessen, was man bei Übernahme einer Mietwohnung vorzufinden pflegt und womit der Hausbesitzer allen seinen Verpflichtungen in vollstem Maße genügt zu haben glaubt.

Und doch hat er in Wirklichkeit nichts weiter damit bewirkt, als daß dem Mieter von vornherein die Hände gebunden sind, daß ihm die Gelegenheit abgeschnitten ist, den vorhandenen Räumen eine Gestalt zu verleihen, der ein einheitlicher Gedanke zu Grunde liegt. Denn was nützt schließlich die geschmackvollste Möblierung eines Zimmers, wenn dieses selbst in seiner Anlage oder Farbe oder in beiden Beziehungen zugleich verfehlt ist und mit den Gegenständen, die es aufnehmen soll, nicht zusammenstimmt? Das Ideal einer Wohnungseinrichtung wird deshalb stets darin bestehen, daß bei derselben schon von Anfang an möglichst auf eine harmonische Gesamtwirkung Bedacht genommen wird, daß z. B. die Grundfarbe

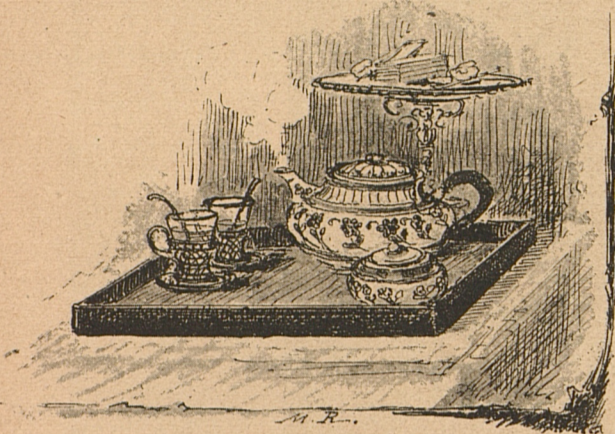


**Verfängliche Situation!**

Nach dem Gemälde von Tihamer von Margitay.

Photographie - Verlag von Franz Kognata in Budapest.

der Zimmer mit Rücksicht auf die Farbe der Möbel gewählt wird, die darin Platz finden sollen, daß die Gliederung der Wände, wo eine solche stattfindet, sich nach den Gegenständen richtet, denen sie als Hintergrund zu dienen hat. Das sind allerdings Forderungen, die bei den angeordneten Verhältnissen der Gegenwart nur selten erfüllt werden, da die Inhaber von Mietwohnungen in der Regel nicht geneigt sind, an Wände, Decken u. s. w., die sie vielleicht schon nach kurzer Zeit anderen abtreten, erheblichere Geldsummen zu wenden. Aber dennoch können wir, wenn wir uns über die Prinzipien klar werden wollen, von denen eine geschmackvolle Wohnungseinrichtung auszugehen hat, jene irrationellen und störenden Verhältnisse nicht als normale Basis hinnehmen, sondern haben uns ohne Rücksicht auf sie darüber-Rechnenschaft zu geben, wie ein Innenraum als solcher behandelt werden muß, um einen geeigneten Rahmen für den Mikrokosmos zu bilden, zu dessen Aufnahme er bestimmt ist. Es wird also mit anderen Worten zunächst unsere Aufgabe sein, die Gesichtspunkte zu gewinnen, die für Wände, Decken, Fußböden, Thüren, Fenster, kurz alles, was die stabilen Bestandteile einer Wohnung bildet, maßgebend sein müssen.



**Getrost!**

Wellen rinnen, Wellen rauschen,  
Und den Wellen will ich lauschen,  
Was sie singen, was sie sagen,  
Was sie klingen, was sie klagen:  
Wie die Welle rinnt die Zeit,  
Erdenlust — Erdenleid,  
Flücht'ger, als des Wassers Schaum,  
Lebensglück und Liebesträum.  
Was verlangen — wovor bangen —!  
Raum erreicht und schon zergangen!  
Wie Besess'nem zu entjagen?  
Laß dahinten, was dich band,  
Was dich irrte, Trug und Tand!  
Tages Welle spült ihn fort —  
Sieh die Zeit vom sichern Port  
Im Entbehren, im Genießen,  
Gleichen Mutz vorüberfließen.  
Laß das Sinnen, laß das Sorgen  
Um das Gestern, um das Morgen.  
Blick' hinaus! Da leuchtet's klar:  
Ewig ist, was ewig war. —  
Plätschert, Wellen, ab und zu!  
Singt ihr mir das Herz in Ruh?  
Hör' ich über euren Gleiten  
Einen Klang aus Ewigkeiten?

Richard Redlich.

**Keine Nerven.**

Skizzenblatt von M. Lenz.

(Schluß)

Nachdruck verboten.

„Öffnen Sie das Fenster ein wenig, bitte, Frau Siemen, und lassen Sie die Vorhänge zurück,“ befahl der Arzt, „wir brauchen Luft und Licht, und hier oben im dritten Stock des freistehenden Vorstadthauses sieht uns kein unberufenes Auge zu!“ Sie that wie ihr geheiß; der Gedanke, von ihrem Standorte ein Stück blauen Himmels und grüner Erde zu schauen, wenn sie die Augen während der bevorstehenden bangen Stunde erhöhe, war ihr wohlthuend und stärkend.

Endlich war auch das letzte geordnet und die Leidende lag bereits im Chloroformschlaf. „So beginnen wir denn in Gottes Namen!“ sagte Dr. Steffens ernst, indem er über die Bewußtlose hinweg seiner Assistentin die Hand reichte. Sie legte die ihrige hinein.

„Mit Gott, Herr Doktor!“ antwortete sie leise. Er hatte sie so eigen angesehen, so eigen! Sie mußte eine Sekunde darüber nachdenken, warum der Blick sie so wunderbar berührt. Dann gingen sie ans Werk.

Frau Siemens Augen schweiften einmal einen Moment durchs geöffnete Fenster über den grünumsäumten Weg hin, der sich dem nahen Mühlbach entlang zog und es ging wie Sonnenschein über ihre Züge. Sie hatte ihr Kind erblickt, ihre blonde kleine Meta! Das blaue Kleidchen flatterte im Winde und die kleinen Füßchen, die in gelben Schuhchen stakten, liefen behende über den Weg.

„Nur nicht zu nah ans Wasser, mein Liebling,“ dachte Frau Siemen, indem sie nochmals einen raschen Blick durchs Fenster warf. Wahrhaftig, die Kleine fing an, Blumen zu pflücken und neigte sich recht unvorsichtig vor. Es wollte sich ein Auf über die Lippen der Mutter drängen, ein Warnungsruf gegen das Fenster hin; aber sie war ja Krankenpflegerin und stand neben dem Arzt am Operationstisch. Da hieß es stille sein und stille halten und keine Nerven haben! Und überdies nahm ihr Amt sie jetzt vollständig in Beschlag. Als sie später wieder einmal aufblicken konnte, sah sie das Kind nicht mehr; es mußte inzwischen, frühlich und flink, wie es seine Art war, weiter gelaufen sein, und die Mutter, die da oben in ihrem heißen Beruf arbeitete, war froh, daß das blaue

Kleidchen, das sie beinahe für einen Augenblick von ihrer Pflicht abgezogen hätte, nicht mehr in Sicht war.

„Jetzt kommt das Entscheidende, Frau Siemen!“ sagte der Arzt, „halten Sie fest, so wie ich es Ihnen angewiesen, und bleiben Sie stark, die leiseste Bewegung könnte die unheilvollsten Folgen nach sich ziehen!“

Er beugte sich vornüber. Als er sich nach einer geraumen Weile aufrichtete, um nach einem andern Instrument zu greifen, streifte sein Blick Frau Siemens Gesicht. Es war verzerrt, erschauert, ihre Augen schienen aus den Höhlen zu treten und blickten starr ins Leere, ein paar Blutstropfen brachen unter ihren fest auf die Unterlippe gepreßten Zähnen hervor und rannen langsam über das weiße Kinn.

Sie schien kaum zu atmen. „Um Gott, nur noch einen Augenblick mutig und stark, Frau Siemen,“ flüsterte Dr. Steffens angstvoll, „das Schlimmste ist beinahe gethan! Keine Bewegung, nicht wahr!“

Sie bewegte sich nicht, die Kranke nicht und die Pflegerin noch weniger.

Es vergingen ein paar bange Minuten, dann kam von den Lippen des Arztes ein erleichterter Seufzer; der kritische Moment war überstanden und er glaubte eine glückliche Hand gehabt zu haben.

„Trinken Sie einen Schluck Wasser, Frau Siemen! Diesmal war's doch fast zu viel für Sie!“ meinte der Doktor, als der Verband angelegt war.

Sie antwortete nicht und er sah sie an. Es lag eine Todesstarrheit in ihren Zügen; sie hob die frei gewordenen Arme und Hände gegen den Kopf und ließ sie schwer und schlaff niederhinken, ein heftiges Zittern überlief sie.

Der Arzt trat herzu und stützte die Wankende mit starkem Arm.

„Was ist Ihnen?“ fragte er besorgt.

Sie sah ihn starr an und wies nach dem Fenster.

„Meine kleine Meta ist ertrunken!“ kam es halb erstickt von ihren Lippen, dann brach sie lautlos zusammen.

Die Operierte genas, aber Meta Siemens Kind war tot. Als Doktor Steffens den entscheidenden Schnitt gethan, hatte Frau Siemen gesehen, wie die Leute drunten am Mühlbach zusammenliefen und jammernd die Hände rangen, und dann hatte sie auf den Armen eines Mühlenarbeiters ein blaues Kleidchen erblickt und ein niederhängendes Kinderköpfchen mit langen, nassen, blonden Haaren; und mit von der Verzweiflung gekränktem Ohr hatte sie gehört, wie sie draußen schrien: „Ertrunken?“ — „Tot?“ — „Ach Gott, wirklich ganz tot?“ — „Das arme Kind!“ — „Wem gehört's denn?“ — „Der Frau Siemen ihre Meta!“ — „O je, o je, die arme Frau, die arme Frau!“

Dann hatte es ihr vor den Ohren gebräut und sie hatte nichts mehr vernommen. Aber sie war aufrecht geblieben, hatte nicht gezuckt und nicht gezittert, und als sie einmal meinte, jetzt müsse — müsse sie loslassen und hinstürzen, oder heraus-schreien wie ein wildes Tier, dem man sein Junges genommen, da klang's ihr im Ohr wie Posannenschall: „Wenn unsere Mutter stirbt, so war's am besten, man schlägt' uns auch gleich tot, alle sieben!“ Und da spannten sich ihre Nerven und Muskeln aufs neue — übermenschlich fast — und sie hielt stand bis ans Ende.

Es war eine allgemeine Teilnahme an ihrem Schmerz. Sie hatte so vielen Liebes und Gutes gethan, was sich mit Geld nicht ausgleichen ließ, und nun wollten sie's in Trostworten und Teilnahmebezeugungen heimzahlen.

Sie nahm alles freundlich entgegen und dankte; aber es tröstete sie nicht. In ihrem Herzen saß das Leid und fraß still weiter.

Sie wurde nicht krank; sie hatte ja keine Nerven! Und überdies hätte sie nicht einmal Zeit dazu gehabt, denn es war eine Scharlach- und Bräunepidemie ausgebrochen und manch ein banges Mutterherz rechnete und verließ sich auf ihre Hilfe und Erfahrung.

In jedem kranken Kinde, dem sie die fieberglühende Stirn, die brennenden Lippen kühlte, sah sie das eigene, verlorene, und auf jedes übertrug sie etwas von der Liebe, die ihm zwar im Tode noch gehörte, die es aber fürs Leben nicht mehr nötig hatte und an andere abtreten konnte.

„Das ist eigentlich nicht ganz der richtige Wirkungskreis für eine Frau wie Sie!“ sagte eines Tages Doktor Steffens zu ihr, indem er sie wieder so eigentümlich ansah.

Sie schlug die Augen nieder. „Warum nicht, Herr Doktor?“ fragte sie.

„Weil Ihre Bildung, Ihre Erfahrung, Ihre wunderbare Befähigung sie auf einen höheren hinweist, der überdies weniger aufreibend für Sie wäre. Wenn Sie so fortfahren, werden Sie Ihre Kraft in wenig Jahren verbraucht haben.“

„Ich habe mein Leben für niemanden zu schonen, Herr Doktor!“

„Meinen Sie?“ fragte er kurz, und es lag etwas Berweifelndes in seinem Ton. „Ich beabsichtige die Gründung eines Asyls für rachitische Kinder auf meiner neu erworbenen Besitzung Bergheim, draußen vor der Stadt. Wenn es gelingt, solche Kinder gesund zu machen, so wird ganzen Geschlechtern auf die Beine geholfen, die langsam zu Grunde gehen würden. Wollen Sie mir helfen bei diesem Werke, Frau Siemen?“

Sie war gerührt und stolz über das Zutrauen, das er in sie setzte, und versprach es.

Das Asyl ward gegründet, und die Wahl der Vorsteherin und Hausmutter erwies sich als eine vortreffliche.

Doktor Steffens kam jeden Tag hinaus, gab seine Anweisungen und that, was seines Amtes war; das Ubrige konnte er getrost Frau Siemens bewährter Hand überlassen.

Sie bewohnte zwei hübsche Zimmer im Erdgeschoß des geräumigen Landhauses; dort verbrachte sie die wenigen Augenblicke, welche ihr Tageswerk ihr zu eigener Benützung übrig ließ. Sie hatte sich nach einer Photographie ein lebensgroßes, sprechend ähnliches Bild von ihrer kleinen Meta malen lassen. Vor dem Porträt des Kindes stand dessen Kommodchen mit all' den kleinen Habseligkeiten, die ihm in seinem kurzen Leben zu eigen gehört hatten.

Frau Siemen war keine sentimentale Natur. Sentimentalität ist ein krankhafter Auswuchs des Gefühls und an dieser Frau war nichts Krankes. Aber sie war eine Mutter; — die sichtbaren Erinnerungszzeichen an ihr Kind waren ihr heilig und die Kommode mit dem Bild darüber ward ihr zum Hausaltar, an dem sie betete.

Da stand sie oft und zog eine Schublade nach der andern

heraus. Wehmütig betrachtete sie die hundert Kleinigkeiten, welche ehemals den kleinen Körper geschmückt, oder mit denen die rosigten Kinderhände gespielt hatten; dann setzte sie sich hin, faltete die Hände im Schoß und weinte.

Es giebt Leute, die gegen jedermann ehrlich sind, ausgenommen gegen sich selber. Frau Siemen war auch sich selbst gegenüber ehrlich und wahr. Wie sie schon als junges Mädchen angefangen hatte, ihr Gefühl zu analysieren, als es ihr die Wahrheit über ihre voreilige Verlobung enthüllen wollte, so verjuchte sie jetzt, als gereifte Frau, erst recht sich ein wahres und klares Bild von ihrem Empfinden zu machen, und diesmal war niemand da, der ihr dies rebliche Forchten zum Vorwurf machte. Es war ihr zuweilen, als gelten ihre Thränen, denen sie früher so tapfer zu gebieten vermocht hatte, nicht mehr ausschließlich ihrem toten Kinde.

Sie wußte lange nicht, was es war, das ihr das Herz so bewegte, so neu und wunderbar.

Auf einmal wußte sie es und es erfüllte sie mit heißem Schrecken.

„Wie kam das nur! — ach, wie kam das nur!“ seufzte sie bang in sich hinein, und sie wuschte sich über Augen und Stirn und eilte aus der Stube voller Erinnerungen und neuer auf sie einströmender Gedanken, hinaus in den Garten zu den kranken Kindern, denen sie Licht und Wärme war.

Eines Abends waren die Kinder von ihren wohl eingesetzten Wärterinnen zur Ruhe gebracht worden. Sie hatten vorher Frau Siemen umringt und waren von ihr geheert und geküßt worden zur guten Nacht; jetzt saß diese noch allein unter den Tannen und blickte von der kleinen Anhöhe träumerisch ins Thal hernieder.

Da tauchte auf einmal Doktor Steffens hohe Gestalt zwischen den Büschen ihr zur Seite auf.

„Es war der beste Gedanke, den ich zeitlebens hatte, gerade Sie, Frau Siemen, meiner Schöpfung an die Spitze zu stellen!“ sagte er hinzutretend. „Das war eine herzerquickende Scene vorhin!“

„Wie, Herr Doktor, — Sie hätten gelauscht?“

Er sah sie wieder so eigen an. „Ja,“ sagte er, „und ich beschäftige mich nun mit einem psychologischen Rätsel!“

Er schwieg einen Augenblick und sie blickte verwundert zu ihm auf. „Ich frage mich,“ fuhr er fort, „wie es möglich ist, daß eine Frau, die einen solchen Reichtum von Liebe hat für diese armen Kleinen, der Männerwelt von jeher so kühl und unnahbar, so unempfindlich gegenüberstehen konnte?“

„Wie kommen Sie darauf, Herr Doktor?“

„Ich kenne die Geschichte Ihrer Ehe, Frau Siemen, und Sie haben mir ja einmal selbst gestanden, daß Sie gänzlich ohne Liebe geheiratet hätten!“

Sie neigte den Kopf wie ein Kind, das sich schämt. „Es ist schrecklich, daß ich's that, — daß ich es damals konnte!“ flüsterte sie, leise zusammenschauernd.

Er that ein paar tiefe Atemzüge. „Schade, daß einer Frau, wie Sie sind, das Geheimnis der Liebe des Weibes zum Manne ihres Herzens nie zur Offenbarung wurde; — Sie werden sterben ohne gelebt zu haben, Frau Siemen!“

Er seufzte tief und sie schwieg still und regte sich nicht.

„Meta,“ sagte er dann nach einer Weile mit plötzlichem Entschluß, „Meta, ich will nicht länger schweigen, es muß klar werden zwischen uns. Seit fünf Jahren kenne ich Sie, beobachte, verehere — liebe ich Sie, — und seit eben so langer Zeit weichen Sie jeder leisen Annäherung von mir so entschieden aus, daß ich nie den Mut fand zu der Frage, die mir schon so lange auf den Lippen schwebt und die nun endlich heraus drängt. — Als ich Sie vor zwei Jahren bat, meine tranken Pflinglinge unter Ihre mütterliche Obhut zu nehmen, und diesem neugegründeten Hause Leiterin, Herrin zu sein, da gaben Sie mir ein freundiges und williges Ja. — Aber es giebt noch ein Heim, Meta, das seit Jahren einer Herrin entbehrt, und ich weiß noch zwei gesunde Kinder, denen eine treue Mutter fehlt, und wenn ich nun heute frage: Wollen Sie die damals übernommene Mission in meine Hand zurücklegen, die Pflege unserer kranken Anstaltskinder wenigstens teilweise anderen überlassen, um dafür meinen gesunden Kindern die früh verlorne Mutter zu ersetzen und — mich nebenbei mit in den Kauf zu nehmen, — was werden Sie mir antworten, Meta?“

Er hatte ihre Hände ergriffen und blickte sie mit feuchtschimmernden Augen an.

„Stellen Sie mich auf den Posten, wo Sie mich am nötigsten haben, Herr Doktor!“ sagte sie sehr leise. Er fuhr empor.

„Das heißt also, daß Sie willens sind, meine Gattin zu werden, wenn ich es verlange?“

„Ja, Herr Doktor!“

„Bei Gott im Himmel,“ rief er bitter, „Kühler ist wohl nie ein Jawort gegeben worden! Ach, und ich armer, warmblütiger Thor hatte so heiß auf ein anderes gehofft! Aber ich werde mich ja damit zufrieden geben müssen, habe ich es doch hauptsächlich mir selber und meinen strengen Anforderungen zuzuschreiben, wenn meinem tapferen und ruhigen Assistenten jene gewisse Nervosität des Herzens, jene zarten Regungen eines weichen und warmen Frauengemütes abhanden gekommen sind, welche nun einmal zum Wesen der Liebe gehören!“

Da zog sie mit hastiger Bewegung seine Hand empor und preßte sie gegen ihr wildpohendes Herz.

„Und du willst ein Arzt sein,“ flüsterte sie mit fliegendem Atem, „und hast nicht erkannt, daß du tagtäglich eine Herzkrankte vor dir hattest, lange, lange schon! Wenn du wüßtest, wie es da drinnen hämmern, toben, brennen mußte, bis der widerstrebende Kopf es sich endlich eingestand, daß dieses gequälte Herz zum erstenmal liebe — liebe, wie nur je ein Frauenherz geliebt hat!“

Sie warf, leidenschaftlich aufschluchzend, ihre beiden Arme um seinen Nacken. Er hielt sie wortlos eng umfaßt und ein Gefühl unendlichen Glückes durchströmte ihn.

Er zog Meta fest an sein Herz; sie erbeute leise in seinem Arm. Als er ihren noch immer gesenkten Kopf in die Höhe hob, beleuchtete der aufgehende Mond ihr schönes, erregtes Antlitz; der Schmerzszug war verschwunden, eine große Glückseligkeit strahlte aus ihren Augen und über ihre Züge zuckte es wie Lachen und Weinen zugleich.

„Ich werde nicht sterben ohne gelebt zu haben, Geliebter!“ flüsterte sie kaum hörbar, indem sie sich innig an ihn schmiegte.

„Meta, mein Weib! mein liebes Weib!“ jubelte er. Dann küßte er sie auf den Mund, und nun wußte er, daß sie doch Nerven hatte!

### Allerlei über Farben und Färben.

Nachdruck verboten.

In dem, was wir Farbe eines Gegenstandes nennen, liegt ein so eigentümlicher Reiz, daß er durch nichts anderes, weder Schönheit noch Nichtigkeit der Form sich ersetzen läßt, daß die Farbe einen treuen Begleiter des Menschlichen durchs ganze Leben bildet, von der Wiege bis zum Grabe.

Wenn wir dasjenige, was wir als Farben im eigentlichen Sinne bezeichnen — nämlich Gegenstände, mit deren Hilfe man anderen eine bestimmte Färbung erteilen kann —, näher betrachten, so haben wir zunächst zwei große Gruppen zu unterscheiden, nämlich die Erd- oder Mineralfarben, die den Zwecken der Öl- und Aquarellmalerei dienen, und die organischen Farbstoffe, welche vorzugsweise zum Färben unserer Gewebe und sonstigen Textilprodukte angewandt werden; mit diesen letzteren wollen wir uns hier etwas eingehend befassen.

Die zuerst genannten Erdfarben wirken in der Weise, daß sie die Oberfläche eines damit bemalten Gegenstandes einfach bedecken und dieselben dann in der der Farbe eigentümlichen Nuance erscheinen lassen — sie sind kurz gesagt Deckfarben. In den Flüssigkeiten — Öl, Firnis, Wasser —, mit denen man sie zum Gebrauch anreibt, sind sie nur fein verteilt enthalten, durch längeres Stehen scheidet sich eine solche angeriebene Farbe und bildet einen gefärbten Bodensatz, während die darüber stehende Flüssigkeit klar und farblos ist. Die Farben nun, welche zum Färben der Gewebe u. dienen, können wohl ebenfalls als Malfarben verwendet werden, allein sie besitzen als solche keine deckende Kraft; ein Firnis beispielsweise, mit einer derartigen Farbe versetzt, wird zwar gefärbt erscheinen, aber deshalb doch durchsichtig oder durchscheinend bleiben. Die Lacke, welche vorzüglich zum Bemalen der Verschlußkapseln an Wein-, Bierflaschen u. dienen, deren schöne lebhaftige Farbe wohl vielen unserer Leserinnen schon angenehm aufgefallen ist, werden mittelst dieser sogenannten organischen Farbstoffe erzeugt.

Ebenso wenig wie eine Lösung dieser Farben in Firnis u., besitzt auch eine Lösung in Wasser — sie sind darin fast alle löslich — deckende Eigenschaften; die Lösung ist klar, durchscheinend und wird selbst bei noch so langem Stehen keinen Absatz bilden.

Bringt man in eine solche Farblösung einen Strang Seide und erwärmt jene gleichzeitig, so bemerkt man, daß die Flüssigkeit blässer und blässer wird, während in dem gleichen Maße die Seide farbig erscheint, und wenn man nach einiger Zeit den Seidenstrang heraushebt aus der Flüssigkeit, so ist dieselbe — vorausgesetzt, daß nicht zu viel der Farbe aufgelöst wurde — vollkommen farblos geworden, während die Seide tief gefärbt ist.

Man kann die so gefärbte Seide in noch so viel Wasser bringen und selbst darin unter Zusatz von einigen Tropfen Schwefelsäure längere Zeit kochen, ohne daß mehr als Spuren der Farbe an das Wasser abgegeben würden; die gelöste gewesene Farbe und die Seidenfaser sind sonach eine unlösliche Verbindung eingegangen, über deren Bildungsweise und Zusammensetzung wir bisher noch keinerlei Anhaltspunkte besitzen. Wie die Seide verhält sich auch die Wolle und jede andre Faser tierischen Ursprungs.

Anders verhalten sich dagegen alle Gewebstoffe, die dem Pflanzenreich entstammen, wie Baumwolle, Leinen, Jute u.

Kocht man beispielsweise ein Stück Baumwollzeug auch noch so lange in den gewöhnlichen Farblösungen, so nimmt es keine oder nur Spuren von Farbe an; der Färber ist deshalb gezwungen, Baumwolle u. s. w. einer eigentümlichen Behandlung zu unterziehen, welche sie zur Aufnahme von Farbe geeignet macht. Er tränkt das Gewebe mit Stoffen, welche entweder infolge ihrer chemischen Eigenschaften einen unlöslichen Niederschlag mit der Farbe bilden, der dann auch an der Faser so fest haftet, daß er selbst dem Kochen mit Seifenlösungen widersteht — oder die geeignet sind die Faser, auf der sie befestigt sind, zu animalisieren, d. h. zur Aufnahme von Farbe geeignet zu machen.

Diese Vorbereitung der Baumwolle zum Färben bezeichnet man als „das Beizen“. Die Operation ist eine ziemlich umständliche, kostspielige und im Kleinen schwer ausführbare — der Grund, weshalb mit Baumwollfärberei sich heute ausschließlich große Fabriken beschäftigen.

Daß es möglich ist, das Beizen der Pflanzenfasern zu umgehen und Farben zu bereiten, welche dieselben gerade so direkt färben, wie das alle Farbstoffe der Seide gegenüber thun, wurde bis vor einiger Zeit geradezu für eine Unmöglichkeit gehalten, und als vor zwei Jahren ein deutscher Chemiker mit einem solchen Farbstoff, den er zu Ehren der damals gerade auf der Tagesordnung stehenden Kolonisationsfrage „Congorot“ nannte, an die Öffentlichkeit trat, hatte er nicht nur mit dem Vorurteil der professionellen Färber, sondern auch mit der ungläubigen Voreingenommenheit unserer besten Fachgelehrten zu kämpfen.

Der Erfolg, den dieser Farbstoff heute errungen hat, ist trotzdem ein ungeheurer; man hat binnen kurzer Zeit diesem Congorot eine Reihe roter, blauer und gelber Farbstoffe nachgebildet, die alle die gleiche Eigenschaft haben, Baumwolle ohne Beize zu färben, und die infolge dieser Eigenschaft eine wahre Umwälzung in der Baumwollfärberei hervorgerufen haben.

So einfach und leicht das Färben eines Seiden- oder Wollzeuges von sachkundiger Hand auszuführen ist, so wird trotzdem ein Laie kaum halbwegs brauchbare Produkte erhalten, abgesehen davon, daß Seide und Wolle zu teuer sind, um gerade viele Experimente damit anzustellen. Baumwolle und Leinen dagegen sind ein billiges Lehrmaterial, in jedem Haushalte finden sich Baumwoll- und Leinenlappen in Hülle und Fülle, und wenn wir noch hinzufügen, daß es nichts Leichteres giebt als das Färben mit den erwähnten neuen Baumwollfarbstoffen, so liegt der Gedanke nahe, daß es jeder Hausfrau möglich sein wird, sich kleinere Stücke, bei denen auf besondere Schönheit kein Werth gelegt wird, selbst zu färben. Es fällt uns nicht bei, zu behaupten, daß durch eine derartige Hausfärberei etwa eine Ersparnis an Geld erzielt werden soll. Wenn wir daher nachstehend kurz angeben, wie man beim Färben der Baumwolle zu verfahren hat, so möchten wir nur die Anregung zu einem nützlichen Vergnügen geben wissen; denn in dem Anblick, wie sich ein Stoff allmählich tiefer und tiefer anfärbt, liegt ein eigentümlicher Reiz.

Nun zur Färbvorschrift: Man wiegt die zu färbende Baumwolle und löst auf 100 Gramm derselben 3 Gramm

guter, fetter (nicht scharfer) Seife und 3 Gramm Potasche in etwa 2 Liter Wasser; man erhitzt in einem glasierten Topfe zum Kochen, setzt 3 Gramm des Farbstoffes hinzu, indem man mit einem alten, austrangirten Kochlöffel tüchtig umrührt, und trägt nun die Baumwolle mit der Vorsicht ein, daß alle Teile möglichst rasch von der Farbröhre benetzt werden; nachdem man eine Stunde etwa, unter Nachgießen des verdampften Wassers und unter öfterem Umrühren und Herausziehen und Wiedereinsetzen der Baumwolle, hat kochen lassen, ist die Färbung vollendet. Man nimmt das Stück Zeug aus der kochenden Flüssigkeit heraus und spült einfach so lange in kaltem Wasser, bis dasselbe nicht mehr gefärbt wird.

Die so gefärbten Gewebe sind ungemein waschecht, leider läßt ihre Lichtechtheit noch etwas zu wünschen übrig.

Zum Schluß müssen wir noch die Namen der wichtigsten dieser Baumwollfarbstoffe aufzählen, die heute wohl jeder bedeutendere Droger- oder Farbwarenhändler auf Lager hat; rote Farben sind das Congorot, das Benzopurpurin, der Heftlich Purpur, das Deltapurpurin und das Rosazurin; ein dunkles Rotviolett ist das Congo-Corinth; blau färben das Azoblan und das Benzoazurin, und gelb färbt endlich das Chrysin.

Es ist selbstverständlich, daß man auch Mischungen dieser Farben gebrauchen kann: nimmt man z. B. auf 100 Gramm Baumwolle 2 Gramm des zuletzt erwähnten Chrysin und 2 Gramm Benzoazurin, so erhält man ein prachtvolles Modedlivo u. s. f.

Dr. P. Julius.

### Kulinarisches über die Pilze.

Von Fr. J. Sch.

Nachdruck verboten.

Die Pilze (Schwämme) dürfen in Deutschland im allgemeinen als mit Unrecht vernachlässigte Nahrungsmittel angesehen werden. In anderen Ländern (z. B. Rußland) weiß man sie allgemeiner und besser auszunutzen; in früheren Zeiten war dies freilich auch bei uns der Fall, ja, der Ritter Hans von Schweinichen erzählt uns in seinen Erlebnissen, daß in knapper Zeit die Invasoren einer Burg den Winter über lediglich von getrockneten Pilzen und Heidelbeeren ihr Leben fristeten.

Man hat die Pilze einerseits überhäuft, andererseits die Furcht vor ihrer Giftigkeit übertrieben. Bis vor nicht langer Zeit war ihr Nährwert selbst von wissenschaftlicher Seite dem Fleische fast gleichwertig angenommen, die neuesten Forschungen Wärmers ergaben indes, daß sie als Nahrungsmittel nur den Gemüsen, namentlich den Kohlrarten, gleichzustellen sind. Von einem Vergleiche mit Fleisch kann nicht die Rede sein, denn dazu ist nicht nur ihr Wassergehalt zu hoch, sondern auch ihr Gehalt an Eiweiß zu gering, das überdies in schwerverdaulicher Form vorhanden ist.

Auf der andern Seite ist es im allgemeinen auch mit der Giftigkeit der Pilze nicht so schlimm bestellt. Kommen auch Vergiftungsfälle durch Pilzgenuß vor, so kann man sich doch vor Schaden hüten, wenn man gewisse Vorsichtsmaßregeln befolgt. Vor allem verwende man niemals weisse und alte, von Maden zerfressene und angefaule Pilze, denn in jedem Fäulnisprodukt stecken Gifte. In das Gebiet der Fabel gehört es, daß giftige Pilze beim Reiben ihres Fleisches mit einem goldenen Gegenstand diesen schwarz färben, oder daß sie, beim Kochen mit einem silbernen Löffel in Berührung gebracht, diesen ebenso verändern, ebenso wenig färbt sich eine weiße Zwiebel beim Kochen mit giftigen Pilzen. Auch andere der gewöhnlich angegebenen Kennzeichen der Giftigkeit der Pilze sind meist nicht zuverlässig. Die sichersten Mittel, sich vor dem Genuß giftiger Pilze zu schützen, bleiben: erstens, sich die Merkmale der verhältnismäßig wenigen unterschieden giftigen Arten einzuprägen (hierzu sei das vortreffliche, in vielen Auflagen erschienene und mit vielen guten Abbildungen ausgestattete Buch: „Die Schwämme“ von Dr. G. D. Venz, Gotha, Verlag von Thienemann, empfohlen); zweitens nur die anerkannt guten und häufigen Speisepilze zu verwenden.

Die Giftstoffe der Pilze sind in Wasser und Essig u. löslich, daher können selbst die giftigsten, wie der Fliegenchwamm, durch gehöriges Auskochen und Fortgießen der Brühe vom Gifte befreit werden. Diese Gifte sind organischer Natur, gleich dem Strychnin und Morphin. Beim Auskochen der Pilze laugt man freilich auch wertvolle Stoffe, wie z. B. phosphorsaure Salze (Phosphate), die dem Körper direkt zuträglich sind, aus; man wird daher, wo es die Kochvorschrift nicht anders erfordert, bei zuverlässig nichtgiftigen Pilzen, letztere ohne sie vorher abzukochen und die Brühe fortzugießen, verwenden.

Jedes Pilzgericht, das widerlich schmeckt, ist indes unbedingt vom Genuß auszuschließen. Ebenso darf man Pilzgerichte nicht nach tagelangem Stehenlassen wieder aufwärmen und genießen. Pilze verderben nicht nur sehr schnell, wenn sie roh längere Zeit liegen bleiben, sondern auch nach ihrer Zubereitung in der Küche, und dieses Verderben ist mit dem die Ursache aller Fäulnis bedingenden massenhaften Auftreten von Bakterien (Spaltpilzen) eng verknüpft.

Die meisten Bakterien sondern aber höchst giftige Stoffe (Botanine oder Leichengifte) während ihres Lebensprozesses ab und so werden auch die unschädlichsten Pilze in solchen Fällen giftig, durch fremdes, durch Bakteriengift, genau wie Wurst und Käse, wenn sie schlecht werden, Bakteriengifte enthalten, die man uneigentlich bisher als Wurst- oder Käsegift bezeichnet hat.

Alle eßbaren Pilze sind nicht nur für sich zubereitet von eigentümlichem Wohlgeschmack, sondern geben auch als Zugabe zu Suppen, Ragouts und sonstigen Fleischspeisen diesen einen ungewöhnlich pikanten Beigeschmack.

Zu weit würde es führen, die Zubereitungen aller eßbaren Pilze aufzuführen und so beschränke ich mich darauf, für die schmackhaftesten und bekanntesten Vorschriften zu ihrer Verwendung in der Küche zu geben.

**Suppe von Reizker.** Die Reizker geben eine ganz vorzüglich wohlschmeckende kräftige Suppe, auch ohne Zugabe von Fleischbrühe. Die Reizker puzt und wäscht man, schneidet sie in Stücke — auf 2 Liter Suppe rechnet man 1 Suppenteller voll Reizker —, kocht sie in Wasser, dem man etwas Salz zusetzt, 1—1½ Stunde und seigt die Brühe durch. Zu 2 Liter schmeißt man in 30—40 Gr. Butter 2 Eßlöffel voll Mehl hellbraun, giebt es zu der Brühe, kocht dieselbe noch 10—15 Minuten damit durch und richtet die Suppe über kleinen gerösteten Semmel-Croutons an.

**Gemüse von Reizkern.** Man entfernt sorgfältig alle wurmförmigen Reizker, puzt und wäscht sie sehr sauber, worauf man die

großen Pilze erst in siedendes Wasser legt und einmal aufkochen läßt. In einer Kasserolle bringt man Butter zum Kochen, legt die Pilze hinein, die kleinen Reizker im hohen Zustande, fügt Salz, Pfeffer, eine in Scheiben geschnittene Zwiebel hinzu, schmort die Pilze fast gar, setzt dann etwas hellgeschwitztes Mehl und Fleischbrühe hinzu, läßt sie vollends gar kochen und zieht das Gemüse mit einigen Eidottern ab.

**Suppe von Steinpilzen.** Ein Suppenteller voll gepuzter Steinpilze wird gut gewaschen, grob gehackt und mit etwas Salz bestreut im eigenen Saft 5—10 Minuten gedämpft, dann fügt man 2 Prisen weissen Pfeffer, etwas mit einer kleinen Schalotte feingehackte Petersilie und ein walnußgroßes Stück Butter hinzu und läßt alles noch 15 Minuten dämpfen. Schon vorher geschwitzt man 3—4 Eßlöffel voll Mehl in 150 Gr. frischer Butter, gab 3 Liter Wasser, welches man mit Kräutern und Wurzelwerk gut verköcht und durch ein Sieb trieb, dazu, kocht es jetzt mit der Mehlschwitze ¼ Stunde durch, fügt die Pilze hinzu, zieht die Suppe mit 3—4 Eidottern, die man mit etwas süßem Rahm verquirlt, ab und richtet sie über gerösteten Semmelwürfeln an.

**Gemüse von Steinpilzen (russisch).** Die Pilze werden gepuzt, in 1 Cent. dicke Scheiben geschnitten und rasch gewaschen. Zu einem aufgehäuften Teller voll Pilzen rechnet man 75—90 Gr. Butter, thut diese in eine irdene Kasserolle, legt, sobald sie zu steigen beginnt, die Pilze hinein, läßt sie ¼ Stunde dämpfen, stäubt 1 Eßlöffel voll Mehl darüber, schüttelt es etwas durch, fügt Salz, eine Prise Pfeffer und ¼ Liter sauren Rahm hinzu und dämpft sie darin gar. Sollte die Sauce etwas zu dick werden, so fügt man nach und nach noch etwas sauren Rahm hinzu.

**Steinpilze mit Sauce Béchamel.** Die Steinpilze fallen beim Kochen sehr zusammen und man hat beim Einkauf diesen Umstand in Betracht zu ziehen. Den Stiel der Pilze schneidet man ab, entfernt vom Hut die braune Haut und das gelbe Futter und schält auf den Stiel, worauf man alles in etwa 1 Cent. dicke Scheiben schneidet und diese in Salzwasser einmal aufkocht; nach der Vorschrift Oktober 1884 bereitet man eine Sauce Béchamel (die halbe Portion), legt die Pilze hinein und läßt sie darin weich dämpfen.

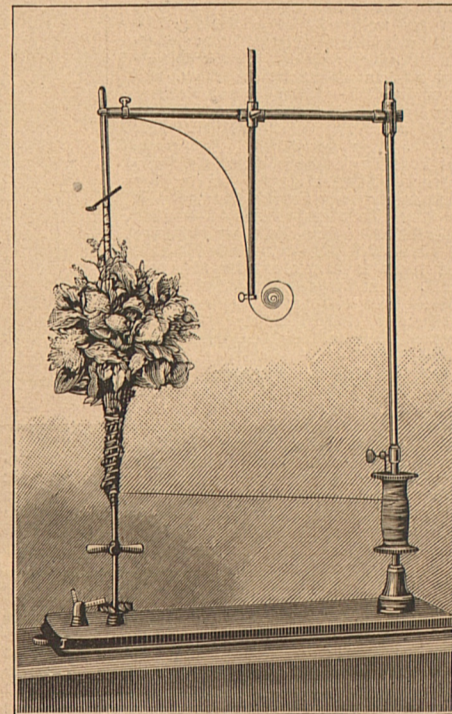
**Sauce von Steinpilzen.** Steinpilze werden gut gepuzt, rasch gewaschen, grob zerhackt, mit etwas Salz gemischt und mit einer geschälten Schalotte oder weissen Zwiebel, fest zugebeut in irdener Kasserolle, so lange auf gelindem Feuer gedämpft, wobei man sie oft umschüttelt, bis alles Pilzwasser verdampft ist; nun fügt man 1 Stück frische Butter, 2 Prisen weissen Pfeffer, etwas Citronenschale hinzu, dämpft die Pilze langsam eine Viertelstunde, fügt dann so viel kräftige Fleischbrühe, als man Sauce gebraucht, und noch ein Stückchen in Mehl umgewendete Butter hinzu, kocht alles noch 5—10 Minuten und zieht die Sauce mit 2—3 Eigelben ab. Auch etwas feingehackte Petersilie kann man im letzten Augenblicke unter die Sauce mischen.

**Champignon-Suppe.** Für 10—15 Personen gebraucht man 3—4 Liter Suppe und zu diesem Quantum ¼ Liter Champignons. Die Fleischbrühe verköcht man eine kleine Stunde mit einer hellbraunen Mehlschwitze (3 Eßlöffel voll Mehl und 125 Gr. Butter). Die Champignons puzt und wäscht man, schneidet sie in Stückchen, dämpft sie in 25 Gr. Butter, fügt dann etwas Madeira oder Citronensaft und die Fleischbrühe dazu, legt sie, nachdem sie 5—10 Minuten in der Brühe zogen — nicht kochten —, in die Suppenschale und richtet die Fleischbrühe darüber an. (Fortsetzung folgt.)

### Allerlei fürs Haus.

Nachdruck verboten.

**Straußbinder.** Unsere Abbildung zeigt eine einfache und bemerkenswerte



Vorrichtung zum Binden von Blumensträußen, welche in England erfunden worden ist. Das Gestell besteht aus einem Galgen, dessen Fuß zugleich als Fadenpulsträger dient; das Ende bildet das Halslager für eine drehbare Stange, auf welche der Strauß Nume für Blume aufgebunden wird. Eine stellbare Bandfeder dient dazu, einen Anhalt für die äußere Form zu geben. Die fertigen Blumensträuße werden dann einfach von der Stange abgezogen. Diese Vorrichtung ist, wie ersichtlich,

leicht von jedem Drechsler herzustellen.

**Die Aufbewahrung des frischen Obstes während des Winters.** Hauptaufgabe bei der Aufbewahrung des Obstes bleibt immer eine richtige Auswahl der geeigneten Sorten in taublosen Exemplaren, sowie ein ausreichender Schutz gegen alle die überreife befördernden und die Zerfetzung beginnenden Einflüsse, d. h. gegen Abschluß von Licht, Wärme und Feuchtigkeit. Dies läßt sich durch Ventilationsvorrichtungen, Doppelthüren und Fenster erreichen. Trockene Gewölbe und Souterrains mit gleichmäßiger und niedriger (2—5° R.) Temperatur (man vergl. auch Seite 331 des „Bazar“) eignen sich auch zur Aufbewahrung des Obstes, ebenso nach Norden liegende Zimmer und Kammern. Selbst ungeheizte, frostfreie Kellern lassen sich durch Aufstellung von Kisten mit Fächern und verschließbaren Drahtgitterthüren dazu verwenden. In Kellern, die zur Konservierung des Obstes dienen, darf nichts anderes aufbewahrt werden; auch ist das Ausschweifen des Kellers oder das Beiprennen des Fußbodens mit ein wenig Karbolwasser vor dem Bergen des Obstes vorteilhaft.

Die zur Aufbewahrung bestimmten Früchte müssen so spät wie möglich gepflückt werden, da längeres Hängenlassen Geschmack und Dauerhaftigkeit erhöht. Sollen Apfel und Birnen in Kisten oder

Fässern aufgehoben werden, so läßt man sie erst 8—14 Tage in einer trocknen Kammer lagern und wickelt sie dann vor dem Einschieben in weißes oder schwarzes Seidenpapier. Überdies kann jede Lage Obst noch durch pulverisierte Holzkohle oder Korlabfälle, Sägespäne, Weizenkleie, Moos u. isolirt werden. Selbstverständlich dürfen nur Früchte von gleicher Reifezeit in dieselbe Kiste gepackt werden. Entspricht der Aufbewahrungsraum allen Ansprüchen an Dunkelheit, Temperatur und Trockenheit, so können die Früchte auch ohne Einhüllung auf freistehende Stellagen aus Latten oder Brettern dreifach übereinander gelegt werden. Doch ist öfteres Nachsehen und Entfernung schadhafter Früchte nicht zu versäumen.

Pflaumen lassen sich längere Zeit unverändert erhalten, indem man sie nach erfolgter Reife mit den Stielen abschneidet, in weißes Papier wickelt und in Gläser oder Töpfe mit Birnen- oder Büdenblättern einschichtet, jedoch sie sich nicht berühren können; die mit Schweinsblase oder Pergamentpapier verschlossenen Gefäße werden in einem trocknen Keller aufbewahrt. Auch kann man gute Pflaumen lange Zeit in ihrer ursprünglichen Frische konservieren, wenn man vor der vollständigen Reife die noch fest an den Stielen hängenden Früchte auf einer trocknen Unterlage ordnet und sie mit Moos oder Watte bedeckt, oder reich mit Früchten beladene Zweige in einem kühlen, luftigen, dunkeln Raum aufhängt.

Vollkommen reife Weintrauben lassen sich auf verschiedene Art aufbewahren. Sehr haltbar haben sich Mustateller, Trollinger, rote und weiße Gutedel erwiesen. Die einfachste Art der Konservierung besteht wohl in dem verkehrten Aufhängen der Trauben, mit dem Stiel nach unten, oder in dem Verkleben der abgetrennten Nebeneenden mit Wachs, Lack oder Pech. Ferner wird empfohlen, die Traube mit einem Stück Rebe 10 Cent. unterhalb und 5 Cent. oberhalb derselben abzuschneiden und das untere Rebenstück in Wasser zu stecken, das mit Kohlenpulver vor dem Verderben geschützt wird. Vielfach hat sich das Einlegen der Trauben in weite Töpfe mit Schichten von Hirse bewährt. Auf die letzte 5 Cent. hohe Lage Hirse wird eine runde Glas-tafel gestützt und der Topf mit Blech oder Pergament geschlossen. Noch einfacher ist die Aufbewahrung von Malagatrauben und anderen feischsaligen Sorten in kleinen Fässern mit Isolierschichten von Weizenkleie. Im frostfreien Keller halten sich derartig verpackte Trauben bei 2° R. längere Zeit. Weintrauben, sowie Apfel und Birnen lassen sich in Eiskisten Monate lang vollkommen frisch erhalten.

Im allgemeinen dürften wohl diese Ratsschläge, wenn sie durch eigene Beobachtung und praktische Erfahrung unterstützt werden, für den Hausbedarf genügen. Dem Wunsch nach ausführlicherer Belehrung entspricht H. Gaerdt's empfehlenswerte Schrift: „Die Aufbewahrung frischen Obstes während des Winters.“ (Frankfurt a. D., Trowitsch u. Sohn.)

A. Bender.

### Korrespondenz.

#### Kosmetik und Gesundheitspflege.

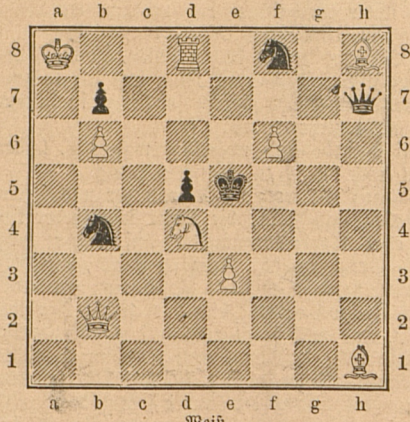
Fr. B. in Gh. Die Zusammensetzung der kosmetischen Mittel, über die Sie uns befragen, ist uns nicht bekannt. Bei allen Haarfärbemitteln, bei deren Anpreisung es heißt, daß sich bei ihrer Anwendung nach einiger Zeit die natürliche Farbe der Haare wieder herstelle, hat man Grund zu größtem Mißtrauen, da eine solche Wiederherstellung thatsächlich unmöglich ist und nur scheinbar durch das langsame Ansfärben der Haare geschieht. Derartig wirkende Mittel enthalten in den meisten Fällen gefährliche Bleisalze. Haarfärbemittel mit Silbersalz und Pyrogallussäure färben sofort und gelten nicht als gesundheitsschädlich, da sie nicht von der Haut aufgenommen werden, was bei den Bleisalzen der Fall ist. — Wenn Sie uns die fraglichen Mittel in der Originalverpackung zuschicken wollen, sind wir bereit, dieselben auf ihre Gesundheitschädlichkeit prüfen zu lassen. — A. K. in Stockholm. Von einem Armita, welches in Deutschland hergestellt und als Haar-mittel verkauft werden soll, haben wir nichts gehört. Die Armita liefert dem Arzneischaff nur Armitatinktur, die Sie aus jeder Apotheke Ihres Wohnortes ebenso gut beziehen können wie aus Deutschland. Eine besondere Wirkung auf den Haarwuchs dürfen Sie sich indes von der Armita, gleichviel in welcher Form sie verwendet wird, nicht versprechen. — Abonn. J. B. in Siebenbürgen. Bei fettiger und empfindlicher Haut kann auch der lange fortgesetzte Gebrauch eines Weisamtes schädlich werden. Ein unschädliches, sogenanntes „Orientalisches Haarfärbemittel“ ohne nähere Bezeichnung ist uns unbekannt. Aber ein im Orient, besonders von den Türken verwendeten Haar-färbemittel, Karzi genannt, das aus in Öl gerösteten Galläpfeln und einem metallischen (eisen- und kupferhaltigen) Pulver besteht und verhältnismäßig unschädlich ist, können Sie näheres in Hirtzels Toilettchemie (Leipzig, J. J. Webers Verlag) nachlesen. — W. P. Man sollte Kindern nur dann un- abgelauchte Milch zum Genuß gestatten, wenn man die absolute Sicherheit hat, daß die milchliefernden Kühe gesund sind. Die Versuchung der Kühe kann Vungenenise übertragen, und ebenso ist erwiesen, daß rohe Milch Ursache von Scharlachepidemien, sowie von Unterleibstypus geworden ist. Es ist erst neuerdings durch wissenschaftliche Untersuchungen festgestellt worden, daß das Scharlach auch Kühe befällt und vom Menschen auf Kühe übertragbar ist. Die Keime zu allen diesen Krankheiten sind kleinste Lebewesen (Bakterien), die bei gehörigem Kochen der Milch getötet werden, dann also dem menschlichen Körper unschädlich sind. — Bertha K. An Stelle des auf Seite 180 empfohlenen Mittels zur Erhaltung glatter Hände wird folgendes ein- facher von der Pharmaz. Centralhalle angegeben. Dasselbe besteht in Einreibung der Hände mit gutem Salatöl; nach einiger Zeit wird das über- schüssige Öl durch Wehl entfernt. Durch Zusatz von wenig Wasser erhält man einen Teig, der vorzüglich reinigt und den Gebrauch von Seife vielfach unnötig macht. Öl und Wehl allein ist besonders abends vor dem Schla- fengehen zu empfehlen. Hierbei werden die hauptsächlichsten Bestandteile der Mandelklee einzeln angewendet und kommt das Öl zur besseren Wir- kung. — Wir fügen hinzu, daß man streng darauf achten muß, ein nicht ranziges Salatöl (Provenceröl) zu verwenden und daß es angenehmer sein wird, dies Öl vorher durch ein paar Tropfen von Bittermandel- und Rosenöl wahrnehmbar zu machen. — Besornte Mutter. Wir empfehlen Ihnen die kleine Schrift von Dungeit und Lütke: „Die Zahnpflege im Kindesalter.“ (Leipzig, 1886. Th. Griebens Verlag.)

Haushalt und Küche. L. B. in Berlin. Die sogenannte „Pieschinger-Torte“, zur Zeit in Wien allgemein beliebt und fast stets der älteren Sacher-Torte (s. Bazar d. J. Seite 239) vorgezogen, ist die Er- findung eines Wiener Konditors Pieschinger. Wenn wir Ihnen heute auch kein Rezept für die Bereitung dieser Torte geben können, so vermögen wir doch über die wesentlichen Bestandteile derselben Mitteilung zu machen. Die Torte besteht aus 5—6 der bekannten großen runden Karlsbader-Platen, die durch Zwischlagen Schokoladenmasse oder von Frucht-Marmeladen (gewöhnlich von Johannisbeeren) vereinigt sind. Ueber das Ganze ist eine Schokolade- glasur gegossen. Der Geschmack ist ganz vorzüglich; die Kombination eine überaus glückliche. In Berlin wird die Pieschinger-Torte unseres Wissens nur von Krüwanek, Wiener Restaurant, Ecke der Mittel- und Friedrichstraße, her- gestellt und fogar auch verkauft. — Dr. W. Milch, welche gefroren ist, darf nicht früher gebraucht oder getauft werden, als wenn sie völlig wieder aufgetaut ist. Es ist nämlich festgestellt worden, daß in einer gefrorenen Milch der wieder aufgetaute flüssige Anteil die weitaus größte Menge an Käsestoff, Milchzucker und Salzen enthält, während das Fett bei langsamem Gefrieren nach oben steigt und dort vom Eis mechanisch eingeschlossen wird. — G. L. in W. Wir

### Schach.

#### Aufgabe Nr. 205.

Von E. Pradignat. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

#### Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 203 Seite 320.

- 1. Sc 5 — b 7. Weiß.
- 1. Sc 7 — d 5 (e 6) oder anders. Schwarz.
- 2. Se 7 — c 6, Tf 6 — f 5 oder D. matt. Weiß.
- 1. ... Schwarz.
- 1. Tf 3 zieht. Weiß.
- 2. Tf 6 — e 6 matt. B. Weiß.
- 1. ... Schwarz.
- 1. Tf 3 beliebig. Weiß.
- 2. D. oder T. (durch Abzugschach) matt. C. Weiß.
- 1. ... Schwarz.
- 1. Beliebige anders. Weiß.
- 2. D. oder T. (durch Abzugschach) matt.

haben über die Herstellung des Triefiner bisquitähnlichen Gebäckes, welches dort unter dem Namen „Polentina“ in Süßwarenhandlungen verkauft wird, leider nichts erfahren können. Vielleicht veranlassen diese Zeilen eine unierer Triefiner Leserinnen uns eine zuverlässige Vorschrift einzuschicken, die wir dann an dieser Stelle veröffentlichen werden. — C. v. D. in G. Re- zept zur Konservierung von Spargel: Der Spargel wird geputzt und kurze Zeit blanchiert, in Büchsen gelegt, so daß die Spigen nach oben kommen und 1—1½ Cent. Raum zwischen Spigen und Deckel bleibt; alsdann werden die Büchsen mit abgekochtem und wieder erkaltem Spargelwasser aufgefüllt (pro Liter Wasser 10 Gramm = 1 Kaffeelöffel Salz und 1 Gramm trodne Salicyl- säure) und gut verlobet, Glasbüchsen verlobt und verpicht. Die Büchsen werden dann, je nach Größe, ½—1 Stunde langsam in Wasser gekocht, als- dann das Gefäß vom Feuer entfernt, nach 5 Minuten nimmt man die Büchsen heraus, trodnet sie ab und etikettiert sie. Schnittspargel wird auf gleiche Weise behandelt, die Stüchchen jedoch so dicht wie möglich eingelegt. Bei Verwendung des konservierten Spargels wird die Büchse geöffnet, ins Wasserbad gestellt und so heiß gemacht, alsdann das Wasser abgegossen und der Spargel wie gekochter Spargel verwendet. Will man den Spargel als Gemüse zubereiten, so verwendet man auch das Spargelwasser dazu.

Wäsche, Garderobe und Schmuck. S. L. in T. Wenn die Stoffe nicht etwa die Farbe des schwarzen Glacélebers bereits zerfört haben, lassen sich dieselben voransichtlich mit Spiritus, dem einige Tropfen Salmiatgeist zugegeben werden, entfernen. Es wird das Gelingen indes ganz an der Art der Farbstoffe, mit dem das Leder gefärbt ist, abhängen. — Schönen frischen Teint kann man nicht durch Schönheitsmittel, sondern durch vernünftige Körperpflege erhalten. — Fr. G. v. W. Es giebt eine ganze Reihe von Vorschriften, Trüffeln einzumachen. Wir verweisen Sie deshalb auf Webers Universal-Koch-Rezepte. Zur Bereitung von Orange-ade, dem französischen beliebtesten Getränk, giebt man zu zwei Liter reinen frischen Wassers die dünn abgeschälte Schale von drei Apfelsinen (Orangen), den Saft von 6 Orangen und von 2 Citronen, läßt alles eine Stunde stehen, giebt die Flüssigkeit durch und verfährt sie nach Belieben mit Zucker. — Wir empfehlen Ihnen das Buch von G. Jäger: „Der Gemüsegärtner“, Verlag von Cohen u. Neich, Hannover.

#### Verschiedenes.

J. S. in D. Ihre Frage beant- wortet das Büchlein „Es schickt sich nicht“ (frei nach dem Englischen „Don't“, erschienen bei C. Koeniger, Frankfurt a. M. 1886. Preis 1 Mark) wie folgt: „Es schickt sich nicht, die Suppe von der Spitze des Löffels zu essen, man benutze dazu die Seite.“ — Z. T. in D.-Kr. Wenn Sie uns nicht angeben, woher die „lichten Flecke“ im Fußboden ihren Ursprung haben, ist ein Rat zur Abhilfe unmöglich zu geben. — W. G. in L. Belehrung über Ihre Anfragen werden Sie in dem Buche „Die Kunst des Bouquet- und Kranzbindens“ von Dr. C. Brindmeier, Leipzig, Verlag von S. Voigt, finden. — B. T.-G. Das leidige Beschädigen der Wände und Tapeten beim Einschlagen von Bilderrahmen, das besonders in Mietwohnungen zu Unannehmlichkeiten führt, ist schon oft Gegenstand der Klage gewesen. Wenn man Nägel einschlägt, soll man vor allem vorher einen Kreuzschnitt in die Tapete machen, die Eden zurückschlagen und dann erst den Nagel in den Wandputz treiben. Neuer- dings bringt die Messing- und Panzerwarenfabrik von William Prum in Stolberg bei Aachen eine Sorte neuer Bilderrahmen in den Handel, mittelst welcher man instände ist, Bilder bis zu 20 Kilo Gewicht an jeder beliebigen Stelle einer Wand zu befestigen, ohne den Putz und die Tapete zu beschädigen. Die neue Vorrichtung verfährt die Aufgabe in der Art zu lösen, daß sie die Befestigung des Rahmens im Putze allein ermöglicht, der Putz ist nämlich aus einer Messingplatte hergestellt, die mit vier kleinen, über Kreuz gestellten und 30 beziehungsweise 25 Millimeter vonein- ander entfernten Messingstiften an die Wand angeschlagen wird und sich jederzeit lösen läßt, ohne auffällige Spuren zu hinterlassen. Selbstverständlich muß vorausgesetzt wer- den, daß der Wandputz eine angemessene Festigkeit besitzt und nicht etwa durch zu starke Hammerschläge beim Ein- treiben der Stifte gelockert ist. Diese Rahmen werden von sachverständiger Seite (der Deutschen Bauzeitung) als zweck- entsprechend empfohlen. — W. K. Ein anspruchsloses empfehlenswertes Büchlein, in welchem Sie Wandbrüche u. c. finden, ist das in zweiter Auflage (bei Ferd. Bertram, Verlag der Vaterzeitung in Bonn) erschienene Büchlein, betitelt „Spruchmagazin von W. Krämer“. — A. K. in T. Über Holz- und Porzellanmalerei finden Sie aus- führliche Anweisung in der in Hartlebens (Wien) Verlag erschienenen Schrift: „Die Kunst der Öl-, Aquarell-, Holz-, Stein-, Porzellan- u. Malerei“ von Claudius Freitag.

### Zur Preisbewerbung!

Auf unsere Einladung an die Leserinnen des „Bazar“, ihren Scharf- sinn der Deutung unseres rätselhaften Bildes (Seite 300) zuzuwenden, sind uns viele hundert Zusendungen aus allen Ländern Europas, wie auch von jenseits des Meeres zu- gegangen — eine erfreuliche Be- stätigung unserer Ansicht von der

„Bedeutung der ganzen Sache“. Dement- sprechend haben wir nun eine eigene Kommission niedergesetzt, die sich mit der Prüfung der Eingänge zu beschäftigen und über die beste und preiswürdigste Lösung der Frage ihre Entscheidung abzugeben haben wird. — Unseren Leserinnen wird diese in einer der ersten Nummern des neuen Quartals bekannt ge- geben werden.

Die Redaktion.

### Mit dieser Nummer schließt das Sommer-Quartal.

Das Abonnement auf das neue (IV.) Quartal, Oktober — Dezember, bitten wir schleunigst

#### noch im Laufe des September

zu erneuern, damit in der Zusendung der Nummern keinerlei Unterbrechung eintrete.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen auf das neue Quartal schon jetzt entgegen. Vierteljährlicher Abonnementspreis Mk. 2.50 (in Österreich-Ungarn und im Auslande nach Kurs).

Die Buchsta- ben dieser Figur lassen sich so um- stellen, daß die drei langen senk- rechten gleich den entsprechenden wagerechten Reihen bezeichnen: einen berühmten Maler, eine Göttin der alten Griechen, einen Berg in den Pyrenäen. Dr. L.

#### Auflösung des Füllrätsels Seite 320.

W	i	e	s	b	a	d	e	n
C	a	l	a	b	r	i	e	n
D	a	c	h	s	t	e	i	n
P	h	a	r	s	a	l	u	s
B	a	r	c	e	l	o	n	a
R	e	m	b	r	a	n	d	t
C	o	r	n	e	i	l	l	e
B	e	e	t	h	o	v	e	n
H	e	l	m	h	o	l	t	z

#### Auflösung der Unter- haltungs-Aufgabe Nr. 79 Seite 320.

Die Lotterie hatte 8 Klassen und das Los der ersten Klasse kostete 6 M.

### Kreuzrätsel.

A	A	A						
A	A	A						
A	A	B						
D	D	D	D	E	E	E	E	
H	H	I	I	L	L	M	M	M
M	N	N	O	P	P	R	R	R
R	T	T						
T	T	T						
T	T	T						